



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Die Expedition als Motiv im Werk Christoph Ransmayrs

Verfasserin

Michaela Raab

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, Mai 2011

Studienkennzahl: A 332

Studienrichtung: Deutsche Philologie

Betreuer: Doz. Dr. Roland Innerhofer

Die Expedition als Motiv im Werk Christoph Ransmayrs

1. Expeditionsziele – Eine Einleitung	1
2. Das Wesen der Expedition	3
2.1. Grundgedanken zur Rolle der Expedition inner- und außerhalb der Zivilisation	3
2.2. Die Bergexpedition	8
2.3. Die Polarexpedition	16
2.4. Das Phänomen „Flow“	22
3. Die realen Expeditionen des Christoph Ransmayr	28
3.1. Reisen und Schreiben – Der Autor als Tourist in der Welt	28
3.2. Bergsteigen – Die Gebrüder Messner als beispielhafte Brüdergeschichte	34
3.3. Nordpolexpedition – Payer und Weyprecht als Konkurrenten im ewigen Eis	41
3.4. Ovids Erbe - Expedition als Verwandlung	49
3.5. Auf der ganzen Welt – Reportagen und andere Verarbeitungen von Expeditionen	55
4. Die Expedition in ihrer literarischen Gestalt bei Christoph Ransmayr	60
4.1. Fliegende Berge, flatternde Sätze - „Der fliegende Berg“	60
4.2. Von Erstarren und Fluss - „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“	66
4.3. Am Ende das Ich - „Die letzte Welt“	73
4.4. Auf und davon – Die Reportagen als Quellen	79
5. Expeditionsbericht – Eine Zusammenfassung der Ergebnisse	83
6. Literaturverzeichnis	86
6.1. Primärliteratur	86
6.2. Sekundärliteratur	86
7. Abstracts	88
7.1. Abstract Deutsch	88
7.2. Abstract English	89
8. Lebenslauf	90

*

Jeder Weg, der seinen Namen verdient,
führt zugleich in die Ferne und in die Tiefe,
an den Rand der Welt und in ihr Herz.

*

Ransmayr, Christoph:
Die Verbeugung des Riesen. Vom Erzählen.
Fischer, Frankfurt/Main 2003, S. 24

1. Expeditionsziele – Eine Einleitung

Die Forschung hat sich bisher gerne auf Christoph Ransmayr als postmodernen Autor konzentriert oder sich mit der Konstruktion von Realitäten oder Welten innerhalb seiner Romane beschäftigt. Die vorliegende Arbeit macht es sich nun zur Aufgabe, die Bewegungen der Protagonisten in diesen Räumen zu untersuchen und dabei insbesondere Belege dafür zu finden, dass diese Bewegungen zumeist den Charakter einer Expedition haben, einer Reise, die ein Ziel verfolgt.

Das Untersuchungskorpus bilden die Romane „Strahlender Untergang“, „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“, „Der fliegende Berg“, „Die letzte Welt“, sowie in Ausschnitten „Morbus Kitahara“ und die Reportagen „Auszug aus dem Hause Österreich“, „Die Königin von Polen“ und „Der Weg nach Surabaya“. Dazu kommen noch „Geständnisse eines Touristen“ und „Die Verbeugung des Riesen“, beides Texte beziehungsweise Textkompendien, in denen sich Ransmayr selbst mit dem Erzählen und dem Reisen auseinandersetzt.

Der Bogen, der sich gleich einer Entwicklungskurve über die gesamte Arbeit spannt, nimmt seinen Anfang bei psychologischen Aspekten. Unter Bezugnahme auf namhafte Forscher aus Psychologie und Sportwissenschaft wird versucht, in diesem Kapitel die theoretischen Punkte zur psychischen Konstellation von Expeditionsteilnehmern abzuhandeln, die im Folgenden auch bei der Analyse der Protagonisten in Ransmayrs Werken angewandt werden können. Die zentralen Fragen soll lauten: Was bringt Menschen dazu, Reisen in entlegene, gefährliche, mitunter tödliche Gebiete zu unternehmen? Aus welchem Grund fordern sie ihre Körper bis aufs Letzte heraus? Was ist ihr Ziel?

Besonderes Augenmerk wird in diesem Kapitel auf das Bergsteigen und die Polfahrt gelegt werden und ein eigenes Unterkapitel widmet sich dem Phänomen „Flow“, das im Extremsport eine große Rolle als Motivation spielt.

Nachdem diese Grundlagen geschaffen wurden, folgt ein Bereich, der vom theoretisch-psychologischen Teil in die präliterarische Praxis führt. Das bedeutet, dass es hierbei um die realen Vorbilder für jene Expeditionen geht, die Christoph Ransmayr in seinen Werken verarbeitet. Zu Beginn steht die Beschäftigung mit dem Autor selbst, dessen Reiseleidenschaft und der auch von ihm selbst immer wieder betonten starken Kohärenz von Reisen und

Schreiben. Danach wird untersucht, wie und auf welche Weise Ransmayr Expeditionen aus der Realität in die Fiktion gebracht und „verdichtet“ hat. Das bedeutet, dass hier die „Expeditionen hinter den Expeditionen“ gesucht und vorgestellt werden, um einen Einblick darin zu geben, wie der Autor seine Themen findet und bearbeitet. Dazu eignen sich im Besonderen auch Interviews mit Wegbegleitern und mit Ransmayr selbst, die eine gute Sicht auf die Arbeitsweise ergeben. Nicht zuletzt soll dieses Kapitel zeigen, dass sich die Expedition nicht erst als Motiv im fertig niedergeschriebenen Werk zeigt, dass sie nicht rein der Fantasie des Autors entspringt, sondern ihren Ursprung bereits in der Lebensart Ransmayrs findet.

Der angesprochene Spannungsbogen schließt dann mit dem dritten großen Teil dieser Arbeit. Ihn bildet die Analyse von Ransmayrs literarischen Werken und Reportagen in Hinblick auf die Verwendung des Motivs der Expedition, aber auch mit psychologischem Anklang, die Motivation und Entwicklung der Figuren betreffend. Wie bereits erwähnt, werden hier auch die Erkenntnisse aus dem ersten Abschnitt verwendet, der sich mit der Psychologie der Expedition auseinandersetzt. Da im vorangegangenen Großkapitel die realen Grundlagen für Ransmayrs literarische Expeditionen dargestellt wurden, kann nun untersucht werden, wo die Unterschiede des „verdichteten“ Ereignisses zum realen sind – und ob es überhaupt eine direkte Übertragung gibt. Diese Art der Arbeit bewegt sich auch auf dem Gebiet der Intertextualität, Bezüge sowohl zwischen literarischen Vorbildern und Ransmayrs Texten als auch zwischen den einzelnen Werken des Autors spielen dabei eine wichtige Rolle. Des Weiteren soll diskutiert werden, inwiefern sprachliche Bilder und die Gestaltung der Texte in einer gewissen Form, beispielsweise durch Flattersatz, den Charakter der Bewegung, der Reise und damit die Umsetzung des Motivs der Expedition noch weiter unterstützen.

Es soll im Gesamten gezeigt werden, wie stark sich das Thema der Expedition durch das Werk zieht, von den frühesten Reiseberichten bis zu den großen Romanen – und nicht zuletzt im Schreibprozess selbst:

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren, zwischen dem Erzählbaren und dem Unerzählbaren nicht in allernächster Nähe verläuft, und fühle mich auf der Suche nach den entsprechenden Grenzverläufen manchmal als Teilnehmer einer Expedition.¹

¹ Langer, Renate und Manfred Mittermeyer: Christoph Ransmayr im Gespräch. Ein Apokalyptiker, der das Leben preist. In: Mittermeyer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 12

2. Das Wesen der Expedition

2.1. Grundgedanken zur Rolle der Expedition inner- und außerhalb der Zivilisation

Warum klettern Menschen auf die höchsten Gipfel der Welt? Warum laufen sie durch endlose Eiswüsten? Warum setzen sie sich den unvorstellbaren Qualen aus, den Gefahren, dem möglichen Tod?

Dies sind die Fragen, die der erste Abschnitt meiner Arbeit klären möchte - „das Wesen der Expedition“ also, ein Wesen, das so viele Seiten hat, dass es einer genauen Betrachtung bedarf. In diesem Unterkapitel möchte ich erst einmal allgemein andiskutieren, welche Themengebiete sich aus der oben kurz angerissenen Fragestellung ergeben.

Aus der Expeditionsgeschichte lässt sich erkennen, dass es zunächst einmal die Neugier nach unerforschten Gebieten war, die die Menschen ins Eis, auf die Berge, und auch in Dschungel, Wüsten und sonstige entlegene Gebiete der Erde trieb. Dabei ging es durchaus nicht nur darum, „gesehen zu haben“, sondern auch „in Besitz zu nehmen“. Dies tat man nur allzu gerne auch mit Namen – die Benennung von Ländern, Bergen, Seen oder Ähnlichem gehört zu einer der gängigsten Landnahmepraktiken. So geschehen auch bei der von Christoph Ransmayr verarbeiteten österreichisch-ungarischen Nordpolarexpedition.

Doch diese Zeiten sind nun schon lange vorbei, heute gibt es kaum noch Gebiete, die nicht entdeckt oder benannt sind. An eine Ausnahme mag man sich als Ransmayr-Leser ebenfalls erinnern – den „fliegenden Berg“. Ansonsten ist es aber gewissermaßen langweilig geworden in der Welt. Auch in der der großen Expeditionsteilnehmer wäre es dies, gäbe es nicht die Fantasien der Menschen, die nach immer neuen Herausforderungen und scheinbar unlösbaren Aufgaben streben.

Um Aufsehen zu erregen, müssen Superlative her. Zu Fuß, allein, ohne Funkgerät, Luftunterstützung und elektronische Navigationssysteme zum Pol zu marschieren, gehört inzwischen fast schon zum Standard.²

Aus „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ ist eine Möglichkeit bekannt, wie man heutzutage Expedition erleben kann – nämlich auf den Spuren früherer Abenteurer, teils sogar mit Originalrekonstruktionen von Schiffen, Schlitten et cetera.

2 Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000, S. 15

Man kann nun konstatieren, dass es früher, eben zu Zeiten unentdeckter Länder, vor allem der Entdeckergeist war, der Menschen zu Expeditionen trieb. Was aber ist es nun, wo es so gut wie keine „terra incognita“ mehr gibt?

Thomas Kastura lässt in seinem Werk mit dem viel sagenden Titel „Flucht ins Eis“ gleich zu Beginn Psychologen zu Wort kommen, die unserer Zivilisation jene „Gefahrlosigkeit der westlichen Welt“ attestieren, die einen „Erlebniswahn“³ hervorbringe. „Die 20- bis 45jährigen, die im Wohlstand aufgewachsen sind, müssten sich selbst beweisen, was in ihnen steckt.“⁴

Allerdings meint nicht nur Kastura, dass diese Erklärung ebenso simpel wie vermutlich nicht allgemein anwendbar ist. „Je öfter der innere Schweinehund überwunden wird, umso mehr Spaß kommt auf.“⁵ Damit deutet der Autor das Phänomen „Flow“ an, dem ich noch ein eigenes Kapitel widmen werde, da es eine Art Schlüsselrolle spielt für das Verhalten eines Menschen in der Extremsituation Expedition. Man könne „süchtig werden nach den körpereigenen Lustsubstanzen Cortisol und Noradrenalin“.⁶ Süchtig also danach, immer mehr zu schaffen, den Körper immer mehr an die Grenzen zu bringen, höhere Berge, größere Eiswüsten, schwierigere Routen. Die Leistungsfähigkeit des Selbst zu erkunden scheint ein wesentlicher Antrieb zu sein.

Ulrich Aufmuth spricht in seinem Werk „Zur Psychologie des Bergsteigens“ von so genannten „gestaltbaren Bedrohungen“⁷, denen der Mensch am Berg begegne und stellt diesen gegenüber Gefährdungen wie Kriege, Umweltkatastrophen oder Ähnliches.

Über unserer Existenz schweben ständig solche Bedrohungen, an denen wir so gut wie nichts ändern können, zumindest nicht auf kurze Sicht. Neben den erwähnten politischen und ökologischen Gefährdungen gibt es zum Beispiel noch das Risiko, unheilbar krank zu werden, oder das Problem, im Zuge der wirtschaftlichen Umbrüche den Arbeitsplatz zu verlieren. Das sind sehr reale Verhängnisse, vor denen wir uns schwer schützen können.⁸

Der Unterschied zu den Gefahren des Gebirges mag dem Laien marginal oder gar nichtig

3 Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000, S. 17

4 Ebenda, S. 17

5 Ebenda, S. 18

6 Ebenda, S. 18

7 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S.66

8 Ebenda, S. 67

erscheinen, ist jedoch für den Alpinisten ein entscheidender. „Den Bedrohungen der Berge gegenüber bin ich nicht ohnmächtig. Im Gegenteil, hier kann ich mich weitgehend schützen durch die eigene Fähigkeit und die eigene Kraft.“⁹

Die eigene Kraft, die eigene Fähigkeit, die in den zuvor geschilderten Alltagsbedrohungen als nutzlos erlebt wird, gewinnt in einer Expeditionssituation, und ja nicht bloß am Berg sondern gewiss auch in polarem Eis oder tropischem Dschungel, eine enorme Bedeutung. Instinkte und Fähigkeiten, die in der Zivilisation oftmals vergraben sind, können hier aufleben. Der Mensch erfährt, was es heißt, ohne Einmischung von außen, alleine Kraft seines eigenen Körpers und Geistes ein Ziel zu erreichen.

Der Extrembergsteiger sucht jedoch noch weiter nach der Angst, wenn er sie einmal überwunden hat. Er tastet sich an höhere Schwierigkeitsgrade, an härtere Touren heran. Es ist gewissermaßen ein „Ausprobieren und Ausmessen der Angsttoleranz“¹⁰, das nicht in die Furchtlosigkeit führt, jedoch aber das Selbst immer wieder bestätigt. Überforderung jedoch wäre nicht förderlich, würde sie doch wieder ein Gefühl der Ohnmacht erzeugen. Die eigenen Grenzen zu erkennen und sie nicht gefährlich zu überschreiten, ist somit ein Muss.

Aufmuth erklärt jedenfalls die Lust an der Angst zu etwas ganz Natürlichem: „Den Aussagen der Verhaltensbiologen zufolge wohnt in uns Menschen ein Elementarbedürfnis nach der gelegentlichen Aktivierung von Angstgefühlen.“¹¹

Dies mag aus einer Zeit stammen, da der Mensch sich noch im Kampf erprobte und somit lernen musste, seine Angst zu beherrschen, mit ihr umzugehen, seine Tapferkeit zu erproben. Man kann dabei zurück gehen bis in die graueste Vorzeit. Die folgende Bemerkung Aufmuths ist ganz gewiss nicht unrichtig.

Die Geschichte unserer Gattung ist lang, und wenigstens neun Zehntel davon haben wir als herumziehende Jäger und Nomaden verbracht. Die Zeit unserer Seßhaftigkeit ist verschwindend kurz gegenüber den riesigen Zeiträumen, die wir frei und unstet streifend gelebt haben. (...) Sollten, so ist nun die Frage, die riesigen Zeiträume, in denen der Homo sapiens eine Nomaden-Existenz geführt hatte, ganz aus unserem genetischen Programm verschwunden sein? Das widerspräche jeder Vorstellung von

9 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S. 67

10 Ebenda, S. 68

11 Ebenda, S. 68

Die „Verfüugungsmacht über den Raum“¹³ sei im Gebirge – und wohl erst Recht in den großen Ebenen der Arktis und Antarktis, die Aufmuth nicht beschreibt – um so vieles höher als in den eng verbauten Städten und Siedlungsgebieten. „So erleben wir aufsteigend ganz besonders eindringlich die Weite des Raumes und gleichzeitig steht all der geschaute Raum zu unserer ungehinderten Inbesitznahme zur Verfügung.“¹⁴

Ich habe bereits davon gesprochen, dass Expeditionen durchaus nicht nur zur Erforschung sondern auch zur Landnahme dienen können – hier findet sich ein Indiz, zwar in diesem Fall politisch und kartografisch wohl unwirksam, aber offenbar selbst dem Tun des einfachsten Bergsteigers inhärent: den Berg besitzen, Land besitzen, herrschen. „Der Vorgang des Erschauens und Überschauens ist schon seit jeher in einer ganz besonderen Weise mit dem Gefühl des Besitzens verknüpft.“¹⁵

Auf der Suche nach dem Ziel einer Expedition mag vordergründig die Antwort einfach erscheinen: der Berg, der Gipfel, der Pol, das Land. Man stellt sich vor, wie erleichtert, erfreut, ja vor Glück strahlend Menschen endlich dort ankommen, wohin sie unter Einsatz ihres Lebens strebten. Doch das ist nur in den seltensten Fällen das, was in den Berichten steht, die uns von solch großen Unternehmungen erreichen. „Ernüchterung, Erschöpfung, eine allgemeine innere Leere und dann und wann ein mühsam unterdrückter Mini-Orgasmus.“¹⁶ So beschreibt Thomas Kastura die Gefühle eines gerade am Pol angekommenen Reisenden.

Das geographische Ziel erreicht zu haben spielt also oftmals eine eher untergeordnete Rolle. Wichtiger ist, es zum Beispiel in einer bestimmten persönlichen Zeitvorgabe zu schaffen, die Grenzen des Körpers kennen zu lernen und zu erweitern, und: jemand anderen im Wettkampf um den Berg, den Pol oder welchen Punkt auch immer zu besiegen. Da heutzutage, wie bereits anfangs erwähnt, nur noch ganz wenige Erstbesteigungen übrig sind, liefern sich Bergsteiger nun ganz andere Duelle.

Reinhold Messner kraxelte ohne Sauerstoff, im Alleingang, ohne Seil, Eispickel oder

12 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S. 46

13 Ebenda, S. 47

14 Ebenda, S. 47

15 Ebenda, S. 47

16 Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000, S. 8

Steigeisen aufs Dach der Welt. Es folgten die erste Frau, der älteste Mann, der erste Amerikaner, Österreicher, Japaner usw. (..) In besonders unzugänglichen Gebieten lockt noch eine Handvoll Erstbesteigungen, zum Beispiel in Spitzbergen oder Patagonien.¹⁷

In den beiden nächsten Kapiteln werden die spezifischen Besonderheiten des Bergsteigens beziehungsweise der Polreise als Form der Expedition im Mittelpunkt stehen. Dabei werden einige Punkte aus den letzten Seiten wiederkehren und ihre notwendige Vertiefung erhalten.

17 Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000, S. 15

2.2. Die Bergexpedition

Ich möchte im Folgenden nun die Aufmerksamkeit auf das Gebiet des Bergsteigens und der Berg-Expeditionen im Allgemeinen, also auch Skitouren et cetera, richten. Was sind die Hintergründe im Speziellen eines Menschen, der mehr oder weniger fanatisch in schwindelerregende Höhen strebt?

Ulrich Aufmuth, seines Zeichens nicht nur Wissenschaftler sondern auch leidenschaftlicher Bergsteiger, hat zu dieser Thematik ein Werk abgeliefert, das sich mir als wertvolle Grundlage und Quelle erwiesen hat. In seiner „Psychologie des Bergsteigen“ liefert er mitunter nicht unkritische, jedoch aber mit Einblick in die Materie vorgenommene Einschätzungen.

Im Kapitel „Über die Extremformen der Bergleidenschaft“ liefert Aufmuth ein Bild des so genannten „Extrembergsteigers“. Jener nehme „freiwillig und mit höchster Leidenschaft“¹⁸ besonders hohe Risiken und das „daseinsbeherrschende Trainieren“¹⁹ auf sich, worüber gewöhnliche Menschen nur allzu oft bloß den Kopf zu schütteln vermögen.

Weiters sei das Auffällige eines Extrembergsteigers nur in den seltensten Fällen auf die Thematik des Alpinismus beschränkt.

Viel öfter sind Extremalpinisten in ihrer ganzen Lebensart und vom ganzen Charakter her „besondere“ Menschen. Sie verkörpern oft in einem ausgeprägten Maße das, was man gemeinhin einen „Individualisten“ nennt.²⁰

Ich habe bereits im vorangegangenen Kapitel die Tendenz des Menschen besprochen, über Alleingänge in Form von Expeditionen zu einer in der Gesellschaft schwierigen Form des Individualismus und der Selbstwahrnehmung zu kommen.

Interessant ist hierbei aber, dass selbst Aufmuth zunächst in seinem Werk auch den Faktor „Geselligkeit“ beim Bergsteigen betont. „Die Verbundenheit der Menschen am Berg ist zuweilen tatsächlich eine außergewöhnliche Art der Sozialbeziehung.“²¹

Gibt es also beides am Berg, Individualismus und Zusammengehörigkeit?

Das identische Streben und das ständige Zusammensein erzeugen eine weitgehende

18 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S. 87

19 Ebenda, S. 87

20 Ebenda, S. 87

21 Ebenda, S. 32

Einheit des Fühlens und Denkens. (...) Beim Klettern ist man darüber hinaus ständig buchstäblich auf Leben und Tod aufeinander angewiesen.²²

Des Weiteren seien trennende soziale Rollen aus dem Alltagsleben bei einer solchen Tour unwichtig, allein die Leistung und die Verlässlichkeit zählen.

Es scheint jedoch, dass sich dieses Erleben aus dem „Amateurbereich“ doch stark verändert, bewegt man sich weiter in Richtung des „Extremen“. Dieser hegt für gewöhnlich einen deutlich größeren Wunsch nach Individualismus, wie zahlreiche Alleingänge auf die höchsten Gipfel der Welt beweisen. Extreme suchen das Risiko – allein und vielleicht auch noch ungesichert auf einen Berg zu klettern scheint vielen Menschen wohl „lebensmüde“, doch Aufmuth betont:

Was Extreme brauchen und suchen, das ist das Bewußtsein eines erhöhten Risikos, nicht aber das Unglück selbst. Für sie ist bedeutsam die klare Empfindung von der Nähe des Todes. Der Tod selbst ist ihnen schrecklich wie jedem anderen Menschen.²³

„Das Leiden und die Bedrohtheit als Lebenselixier“²⁴ hätten laut Aufmuth diese extremen Bergsteiger, denen der Gipfelsieg lang nicht so viel bedeutet wie der lange und mitunter beschwerliche, mit Höllenqualen gespickte Weg dorthin.

Die Bücher vieler großer Extremer lesen sich über weite Strecken hinweg wie Breviere des Widersinns und der Selbsterfleischung, sie muten einen bisweilen an wie Kataloge ausgeklügelter Foltermethoden. Es sind Leidensgeschichten, weltliche Passionen.²⁵

Passionen also. Denkt man an die Passion Christi, so kommt einem das Wort „Erlösung“ in den Sinn. Christus erlöste durch sein Leiden und seinen Tod die Menschheit. Wen erlösen die Alpinisten durch ihre Qualen? Sich selbst? Und wovon?

Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Fragen scheint einmal mehr in der Selbstwahrnehmung der betreffenden Personen zu liegen.

Aufmuth schreibt darüber, dass „das Klettern sich ausgezeichnet eignet zur Selbst-Therapie von Ängstlichkeit“²⁶. Er kenne einige Menschen, bei denen genau das der Fall gewesen sei.

22 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, , S. 33

23 Ebenda, S. 95

24 Ebenda, S. 101

25 Ebenda, S. 96

26 Ebenda, S. 63

Junge Burschen, die ihre Angst dadurch bekämpften, dass sie immer schwierigere Routen kletterten – und mit jedem Erfolgserlebnis wuchsen der Mut und auch das Selbstwertgefühl. Kann man also davon sprechen, dass Extremalpinisten den Berg brauchen, um damit ihr Ego, das in anderen Bereichen nicht genug Bestätigung erhält, aufzubauen?

Interessant ist gewiss der Aspekt der Pubertät, den Aufmuth einbringt. Viele der oben genannten Kletterer hätten ihre Leidenschaft für die Bergsteigerei in etwa zeitgleich mit dem Einsetzen der Geschlechtsreife entdeckt. Er ortet hier einen weiteren Bereich, der mit Angst besetzt zu sein scheint: die Sexualität. Klettern scheint hier eine Lösung zu bieten:

Sportliche Kühnheit gibt einen Anstrich von Männlichkeit. Dieser Männlichkeitsbeweis erlangt gerade in solchen Fällen besondere Wichtigkeit, wo es mit dem eigentlichen Mannsein (noch) hapert.²⁷

Was ist nun aber mit der Angst im Gebirge selbst? Gerade am Berg lauern doch einige Gefahren, die der Mensch aus seinem Alltag nicht kennt – und bereits im Alltag fürchtet man so vieles. Doch es gibt einen entscheidenden Unterschied zwischen den Bedrohungen der Zivilisation und jenen des Berges.

Den Bedrohungen der Berge gegenüber bin ich nicht ohnmächtig. Im Gegenteil, hier kann ich mich weitgehend schützen durch die eigene Fähigkeit und die eigene Kraft. Hier erlebe ich mich die meiste Zeit über als den Herrn der Dinge.²⁸

Wenn man bedenkt, wie oft im Alltag Dinge geschehen, gegen die man aus eigener Kraft relativ wenig tun kann – Kündigung, Verkehrsunfälle, Terroranschläge, um nur wenige zu nennen – so überrascht diese Einstellung keineswegs. Durch Können und Geschick Gefahren zu meistern verleiht ein Gefühl der Stärke, der Selbstgewissheit, vielleicht sogar Macht. Nur wenn die Macht zum Allmachtsgedanken wird, läuft der Bergsteiger Gefahr, unsanft auf den Boden der Tatsachen geholt zu werden, weil er unvorsichtig agiert.

Allerdings sucht die Angst auch den anscheinend furchtlosen Extremalpinisten heim, Aufmuth zufolge aber meist „deplaziert“ oder „verschoben“. Das soll heißen, dass „diese Männer ab und zu ganz unvermittelt von schweren Angstgefühlen heimgesucht werden, und zwar in Situationen, die aus den Augen des Normalmenschen wenig Furchterregendes an sich

27 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S. 64

28 Ebenda, S. 67

haben.“²⁹ Aufmuth führt diese Anfälle auf Erlebnisse aus der Kindheit zurück und schreibt:

Die auffällige Furchtlosigkeit vieler Extrembergsteiger in offenkundigen Gefahrensituationen wäre demnach als Ergebnis einer besonders wirksamen Anstrengung zur Angstverdrängung aufzufassen.³⁰

Also „funktionieren“ diese Menschen im konkreten Bedrohungsszenario, werden zeitversetzt jedoch mit ihren Gefühlen konfrontiert. Dies stellt eine Maßnahme dar, die unter Umständen Leben retten kann, wenn umsichtiges Handeln statt Panik gefragt ist.

Das Überwinden der Angst und die Erfahrung von Können, aus eigener Kraft etwas scheinbar Schwieriges zu schaffen, scheint also in hohem Maße zu einer Einigung des im Alltag oft zwischen vielen Aufgaben zerstreuten Ichs zu führen. Immer gegenwärtig ist die Möglichkeit des Scheiterns, die jedoch nicht bremst sondern anspornt.

Ich spüre den Abgrund. Er fließt in jede meiner Bewegungen und Entscheidungen ein. Er macht mich blitzlebendig und stark. Dieses stundenlange Widerspiel von bewußter Bedrohung und intensiv erlebtem Können schafft in mir eine ungeheure Spannung – eine unglaublich gute Spannung: Ich fühle mich stark und mächtig wie niemals sonst. Alles, was ich tue, besitzt eine gewaltige Bedeutung: leben oder untergehen.³¹

Diese Zeilen bestätigen die zuvor getätigten Aussagen, und mehr: Lebendigkeit ist ein weiteres Gefühl, das zu einem Selbst, einem Ich unbedingt dazu gehört. Des Weiteren fällt hier der Begriff „Bedeutung“ - die elementarste des Lebens, nämlich: weiter existieren oder sterben. Halt finden oder abstürzen. Die Reduktion auf diese grundlegende Dualität ist offenbar in hohem Maße für die Lust an der Herausforderung Extrembergsteigen verantwortlich.

Über dies hinaus kann man in vielen Berichten nicht nur von Extremalpinisten, aber gerade auch von diesen, bemerken, dass sie an den Berg herangehen mit einer gewissen Form von Aggressivität. Sie krallen sich in den Felsen, schlagen den Eispickel hinein, „bezwingen“, „bekämpfen“ und feiern den „Gipfelsieg“. Bergsteigen scheint also ein Kampf zu sein – zum einen mit einem Gegner, zum anderen aber auch mit sich selbst. Viele sind ausgesprochen gut darin, zu ihrem Körper gerade streng genug zu sein, damit dieser volle Leistung bringt, aber

29 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S. 69

30 Ebenda, S. 70

31 Ebenda, S. 136

noch nicht versagt.

Wie in Kriegshandlungen werden die Schwachstellen des „Feindes“ erkundet, die Routen, an denen er leicht zu erstürmen sein soll.

Mit großer Ungeduld wird eine halbwegs günstige Situation abgepaßt. Dann stürzt sich ein Trupp, gebildet aus den zähesten Helden, in den entscheidenden Kampf. Sie fechten wie die Löwen, und sie geben ihr Äußerstes. Manche empfangen schwere Wunden (Erfrierungen). Der Feind wird in einem wahrhaft gewaltigen Ringen besiegt.³²

Genau wie in den „alten Rittergeschichten“³³, wie Aufmuth sie nennt, folgt auf die Rückkehr aus einer solchen Schlacht schon bald die nächste. Dieses Phänomen werde ich im Kapitel zum Thema „Flow“ noch behandeln.

Das Bergsteigen in seinen extremeren Varianten ist ganz offenkundig ein modernes Gegenstück zu den Mann-gegen-Mann Feldzügen der Anfangszeit unserer Kultur. (...) Hier wird Kampf nicht bloß gespielt. Hier wird genauso ernsthaft, genauso wild und verbissen gekämpft, gesiegt oder verloren wie in jener Zeit, als der kriegerische Kampf noch zum Alltag der Menschen gehörte.³⁴

Dabei geht es ganz offensichtlich nicht um „Auseinandersetzung“ im Sinne von taktischen Überlegungen, Schreibtischkriegen sozusagen. „Man sucht das körperliche Raufen und Ringen mit dem Gegner Berg.“³⁵ Ein weiteres Zeichen also, dass es in einer vermehrt von geistigen Arbeiten geprägten Gesellschaft Menschen gibt, denen das nicht reicht. Die auch ihren Körper verwenden müssen, um sich lebendig zu fühlen.

Die Wut am Berg ist jedoch oftmals nicht primär durch diesen selbst hervorgerufen, sondern das Ergebnis „alter Rechnungen“, Kränkungen, die ein Mensch erlitten hat, und die er – aus gesellschaftlichen Gründen oft, weil sich das eben nicht gehört – nicht mit der betreffenden Person selbst ausmachen kann und schon gar nicht in einem körperlichen Kampf.

Daß Zusammenhänge bestehen zwischen der Aktivitätsform des Bergsteigens und einem unterschwelligen Zornpotential, das zeigt sich auch recht deutlich darin, daß wir beim Bergsteigen bisweilen ohne jeglichen äußeren Anlaß in zornige Stimmungen und

32 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S. 166-167

33 Ebenda, S. 167

34 Ebenda, S. 167

35 Ebenda, S. 168

Gedanken verfallen. (...) Das Steigen wirkt offenbar wie eine Art von Geburtshilfe für eingeklemmte und nicht voll zum Ausdruck gelangte Wutempfindungen.³⁶

Wie der Normalbürger, der spazieren geht, um Gedanken in Fluss zu bringen, kann der Bergsteiger also im Gebirge endlich seinen Zorn erhören und diesen sogar in etwas Lohnendes verwandeln.

Ich habe bereits zuvor den Aspekt der Selbstkasteiung erwähnt, der bei vielen Extrembergsteigern zu einer Kunst getrieben wird. Was für „normale“ Menschen unvorstellbares und auf jeden Fall zu verhinderndes Leid darstellt, wird von diesen Alpinisten gänzlich anders interpretiert.

„Viele Extreme sind stolz auf das große Leiden. Sie erachten es für eine absolut erstrebenswerte Fähigkeit, ein Höchstmaß an Versagung und Quälerei auszuhalten.“³⁷ Aufmuth führt hierzu den viel zitierten Begriff des „inneren Schweinehundes“ ins Feld, den es zu besiegen gilt, attestiert diesem jedoch Überraschendes.

Der innere Schweinehund entpuppt sich bei einer unvoreingenommenen Betrachtung als etwas sehr Sanftes. Er besteht aus Wünschen. Aus Wünschen, wie sie sich auf einer langen und schwierigen Tour ganz von selber einstellen. (...) Es sind die schlichsten und selbstverständlichsten Bedürfnisse des Leibes.³⁸

Diese haben jedoch offenbar wenig Platz beziehungsweise werden in Bergsteigerkreisen als Schwäche angesehen.

Wir leidenschaftlichen Alpinisten halten uns viel zugute auf unsere Härte und unsere Willenskraft. Dabei wohnt diesen Fähigkeiten eine enorme Feindseligkeit inne. Wir leben in vielen Stunden unseres Lebens ganz eklatant gegen unseren Leib und damit gegen unsere eigene Person.³⁹

Der Kampf gegen sich selbst ist also durchaus wörtlich zu sehen, es stellt sich bloß die Frage, wer denn nun eigentlich gewinnt bei einem Sieg „über sich selbst“.

Wieder liegen für Aufmuth die Schlüsselerlebnisse, die dieses Verhalten bedingen, in der Kindheit der Protagonisten.

36 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S. 170

37 Ebenda, S. 174

38 Ebenda, S. 174-175

39 Ebenda, S. 175

Oft sind wir in einer direkten Feindschaft zur lustvollen Sphäre aufgezogen worden. Wir durften uns in den angenehmen Regungen des Leibes nicht zu Hause fühlen. Über jeder körperlichen Lust lag das Odium des Gemeinen, Unnützen, Verruchten. Jede Hingabe an Affekt und Bedürfnis wurde zum Versagen, zur Schuld, besonders natürlich die Sexualität.⁴⁰

Kein Wunder also, dass auch im Erwachsenenleben der Kampf weiter tobt „zwischen dem Kopf, dem Sitz des Willens, und dem Leib, dem materialisierten Underdog.“⁴¹

Die Körperempfindung des Bergsteigers scheint also gar nicht so weit entfernt zu sein von der des Alltagsmenschen. Sie ist vom Geist dominiert, der Körper selbst hat nicht viel zu melden. Dennoch aber berichten viele, sich erst durch körperliche Anstrengung besonders lebendig zu fühlen. Ist dies ein Widerspruch in sich? Möglicherweise handelt es sich vielmehr über die Erfahrung der Macht über das eigene Ich, den eigenen Körper, die diese „Lebendigkeit“ auslöst.

Wenn, wie schon einige Male erwähnt, das Bergsteigen, besonders dessen extreme Form, eine Art Flucht aus den Zwängen der Zivilisation und damit auch aus der Gegenwart anderer Menschen darstellen kann, so ist es doch gewiss interessant, den Aspekt dieser gewollt herbeigeführten Einsamkeit zum Abschluss dieses Kapitels noch einmal genauer zu beleuchten. Aufmuth interpretiert „Einsamkeit als einen Mangelzustand“⁴². Dabei sei der leidenschaftlichen Alpinist bereits von Grund auf ein „Einsamer“.

Viele von uns haben in einem geringeren Maß als andere Menschen teil an der wohlthuenden Erfahrung der seelischen Intimität, und die Frage der inneren (und auch der äußeren) Bindung an eine andere Person ist für einige unter uns ein chronisch wunder Punkt.⁴³

Ist also die Abgetrenntheit von allem anderen Menschlichen, selbst wenn man mit Begleitung eine Tour absolviert, nun doch nicht „gewollt“, im Sinne von aus einem gesunden Geist heraus freiwillig entschieden? Es scheint als würde sie viel eher einem, vermutlich wiederum durch Kindheit und Jugend geprägten, Unterbewusstsein entspringen, das nicht gelernt hat, mit Nähe umzugehen.

Viele von uns gelten als verschlossen und als unzugänglich, weil sie nicht mitteilen,

40 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S. 176

41 Ebenda, S. 175

42 Ebenda, S. 181

43 Ebenda, S. 181

was sie wirklich bewegt und was sie wirklich denken. Viele von uns haben den Ruf, eigensinnig oder gar egoistisch zu sein, weil sie sich so wenig nach anderen Menschen richten. Viele von uns wirken abweisend oder hochmütig, weil sie sich keine Hilfe gefallen lassen. Viele von uns erscheinen hart, weil sie Zärtlichkeit weder geben noch annehmen.⁴⁴

Es spricht viel dafür, dass auch der härteste, unnahbarste Extremalpinist tief in seiner Seele das Bedürfnis nach menschlicher Zuwendung verspürt, auch wenn er es vielleicht nicht ausleben kann.

Es gibt Extrembergsteiger, die immer wieder einmal Momente erleben, wo eine schmerzhaft große Menschensehnsucht im Inneren aufbricht und sich auflehnt gegen den eingefleischten Drang zur Einsamkeit. Grausame Zerrissenheit wird in diesen Augenblicken erfahren.⁴⁵

Ich bin nun in diesem Unterkapitel auf die psychologischen Besonderheiten des Bergsteigens, besonders aber des Extremalpinismus eingegangen. Dabei wurde gezeigt, auf wie vielfältige Weise ein Versuch gemacht werden kann, die Leidenschaft mancher Menschen für Expeditionen auf die höchsten Gipfel der Welt zu erklären. In ähnlicher Weise stellt sich der folgende Abschnitt dar, der sich nun nicht mehr mit der Reise in die Vertikale, sondern zumeist in die Horizontale beschäftigt – in die unendlichen Weiten des Eises.

44 Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988, S. 182

45 Ebenda, S. 182

2.3. Die Polarexpedition

Ein Vergleich zwischen den Polarfahrern des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts und den heutigen Polläufern ist zwecklos. Wohl scheint die mythische Motivation des Egos, sich in die eiskalten Zonen der letzten Abenteuer zu begeben, ungebrochen, aber der Heldentod ist kein Kriterium mehr. Modernste Ausrüstung und Technik, penible Konzeption und Durchführung von Polarexpeditionen minimieren das Risiko extrem. Der Tod im Eis soll keine Chance mehr bekommen.⁴⁶

Außer man entschließt sich wie Josef Mazzini in Ransmayrs Roman „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“, die Errungenschaften der Moderne über Bord zu werfen und sein Heldentum mit einem Hundeschlitten zu versuchen. In diesem Fall aller Wahrscheinlichkeit infolge des Ausgangs des Romans sogar inklusive des Heldentodes.

Das zu Anfang gestellte Zitat, das mein Kapitel über die Polarexpeditionen einleiten soll, stammt aus einem Band von Elisabeth Guggenberger und Helmut Voithl, „Eis und Ego“, in dem sich die Autoren auf ungewöhnliche Weise mit einer Reihe von Expeditionen zu „Franz Josef Land“ zwischen 1873 und 1996 auseinandersetzen. Es ist eine selbst literarisch zu nennende Form der Nacherzählung anhand unterschiedlicher Quellen, wie Tagebüchern und Zeitungsberichten, aber auch mit einiger Fantasie. Im Vorwort jedoch liefert das Werk einige gute Beobachtungen über die Geschichte der Polreisen.

Auf dem Entdeckten, Erreichten, Eroberten, Besiegten wurde die Fahne der jeweiligen Nation gehisst und somit Besitzanspruch, Macht, Sieg und Alpha-Position signalisiert. Ego-Fahnen sozusagen.⁴⁷

Dieser Aspekt der Expedition wurde von mir schon einmal erwähnt, ist aber vielleicht im Bereich der Polarexpedition noch bedeutender als im Bergsteigen. Berge stehen zumeist auf national gesichertem Gebiet, es steht also keiner Nation zu, hier Besitzansprüche zu stellen. Hingegen war es zumindest zu Zeiten der ersten Arktiserkundungen durchaus noch großes Interesse an Grund und Boden, das zu den Motivationen zählte.

Eines jedoch haben die heutigen Zeiten mit denen von Payer und Weyprecht und den anderen „alten Helden“ gemeinsam, gleich, ob nach Höhe oder nach Weite gestrebt wird:

⁴⁶ Guggenberger, Elisabeth und Helmut Voithl: Eis und Ego. Arktis Expeditionen. Brandstätter, Wien 2008, S. 10

⁴⁷ Ebenda, S. 9

Einen Ersten braucht es immer. Der Erste ist alles, der Zweite nichts. Heldenmythos! Der Erste am höchsten Berg, der Erste am nördlichsten Breitengrad, der Erste in der Direttissima einer Nordwand, der Erste in der Menschenschlange, angestellt um begehrte Opernkarten. Der Erste: Prestige für Ego und Nation.⁴⁸

Da es heute aber – wie schon im Bereich der Berge erwähnt – nur mehr wenige tatsächliche „Erste“ gibt, eben „Erste“, die wirklich vor jedem anderen an einem Punkt sind, sucht man sich auch hier seine Ziele woanders. Auch Forschung, zumeist Teil früherer Expeditionen, ist heute abseits des Abenteuers geregelt.

Heute erfolgt die Forschung in einem Netz von effizient ausgestatteten Stationen und Stützpunkten. International und spezialisiert, Forschung ist kaum mehr das Anliegen moderner Polläufer. Ihr Ehrgeiz und Ziel liegen im Zurücklegen von Strecken: zum Pol, über den Pol hinaus oder auf den Spuren historischer Polarfahrer.⁴⁹

Letzteres eben ist der Gedanke Joseph Mazzinis – bevor er feststellt, dass das Abenteuer auf den Spuren der Ahnen längst nicht mehr das ist, was es einmal war. „Eine Franz Josef Land-Traversale auf den Spuren der Entdecker wird in weniger als fünfundzwanzig Tagen geschafft.“⁵⁰

Über die Motivation der Polreisenden schreiben Guggenberger und Voitl, sie seien

Egomane im Solde eines egozentrierten Gesellschaftssystems. Marionetten, weit von ihrem Selbst entfernt, aber, wie Narziss, sich selbst suchend. Nordpolfahrer, auf der tragischen Suche nach ihrem Spiegelbild. Heute wie damals.⁵¹

Ähnliches liest man auch bei Kastura, der zurückblickend ironisch anmerkt, die Expeditionsteilnehmer des beginnenden Zwanzigsten Jahrhunderts hätten „wenigstens noch ein markiges Selbstbewußtsein im Gepäck, das durch Nationalismus, Imperialismus und Rassismus zu bemerkenswerter Blüte gelangt“⁵² sei.

Kastura stellt darauf folgend diese Frage in den Raum: „Was ist dran an der Flucht ins Eis? Und ist es wirklich eine Flucht, die Abenteurer, Schriftsteller und ein breites Publikum in der Realität oder in der Phantasie betreiben?“⁵³

48 Guggenberger, Elisabeth und Helmut Voitl: Eis und Ego. Arktis Expeditionen. Brandstätter, Wien 2008, S. 10

49 Ebenda, S. 11

50 Ebenda, S. 11

51 Ebenda, S. 10

52 Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000, S. 9

53 Ebenda, S. 9

Daran anknüpfend ist festzustellen, dass in der Tat das Fluchtmotiv ein häufig genanntes ist, womöglich jedoch hauptsächlich von jenen, die dem Tun eines Menschen, der solch extreme Touren vornimmt, skeptisch gegenüber stehen. Wohl wenige der Polreisenden selbst würden ihr Vorhaben als Flucht bezeichnen, auch wenn einige zugeben, das Leben der gesellschaftlichen Norm sei absolut nichts für sie.

Nun, ich gehe mit Thomas Kastura auf Spurensuche und finde, wenig überraschend, kulturelle Traditionen als einen Ansatzpunkt zur Erklärung der Faszination des ewigen Eises.

Die Mythen, Illusionen und Projektionen, die seit der Antike mit den Polarregionen in Verbindung gebracht werden, sind auf unterschiedliche Weise in unser Gedächtnis eingeschrieben. Da kann man aufklären, so viel man will: Schon die Engramme einer ersten Schlittenfahrt oder Schneewanderung lassen sich nicht einfach löschen.⁵⁴

Es sind also lange zurück liegende Anfänge von Geschichten, Erzählungen, Märchen, vermutlich über große Helden, die sich im Eis beweisen mussten. Und auch wenn in der heutigen Zeit kaum jemand mehr Held sein „muss“, lebt dieses Bedürfnis doch weiter. Es gibt sie noch, die „großen Männer“, eher wenige Frauen, die aber jetzt hauptsächlich mit Profit glänzen. Es reicht nicht mehr zwangsläufig, der Erste oder Beste zu sein, man muss auch Geld damit machen, seine Geschichte vermarkten, Fans haben. Dann ist man ein „Held“. Schnee und Eis ist gerade für Österreich auch heute noch ein wichtiges Medium, man betrachte beispielsweise die Heroisierung von Skifahrern und Skispringern.

Zu diesen alten Mythen gehört aber auch die Vorstellung einer idyllischen Pollandschaft, bewohnt von „besseren“ Menschen als unsereins.

Der griechische Dichter Pindar sah in den Hyperboreern, die hinter dem Nordwind wohnen, ein sagenhaftes Volk. Es lebt unberührt von menschlichen Beschwerden in einem sonnigen, fruchtbaren Märchenland, einer Art Wärmeinsel jenseits der Eisbarrieren.⁵⁵

Aus dieser im Prinzip ganz zauberhaften Idee wurde mit der Zeit auch die Idee geboren, der Nordpol könnte „die Wiege der Menschheit“⁵⁶ darstellen. Dieses Konstrukt wurde auch von den Nazis weiter verwendet.

54 Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000, S. 9

55 Ebenda, S. 10

56 Ebenda, S. 10

Abgemildert waren diese fixen Ideen noch im Populär-Rousseauismus der 70er und 80er Jahre lebendig, als man überall auf der Welt, u.a. auch bei den Polarvölkern, bessere Menschen entdeckte.⁵⁷

Dennoch, trotz aller Paradiesideen, ist die Realität der Pole doch eine deutlich andere. „Für den Menschen wird die Erde zu den Polen hin immer lebensfeindlicher.“⁵⁸ Doch gerade diese Gegenwehr scheint die Expeditionen anzutreiben, wie ein hartnäckiger Gegner, dessen Geheimnis es zu enträtseln und dessen Festung es zu stürmen gilt. Der Vergleich mit dem Krieg ist bereits im Kapitel zuvor im Zusammenhang mit dem Kampf am Berg gefallen und auch hier, im Eis, ist das Motiv der taktisch klugen Auseinandersetzung mit dem Kontrahenten allgegenwärtig. Der Mensch konstruiert sich also ein Luftschloss, das es zu ergründen gilt und es geht wie so oft nur darum, zu finden, „was Aufschluß gibt über unseren Platz in der Welt, ein letztes, im ewigen Eis konserviertes Geheimnis, das sich beharrlich dem Zugriff entzieht.“⁵⁹ Kasturas darauf folgender Satz hat eine gewisse kindliche Logik, doch das innere Kind ist ja auch im Erwachsenen meist sehr aktiv:

Warum sonst sind diese Gebiete so unzugänglich, umringt von merkwürdigen Phänomenen wie Seeungeheuern, Eisbergen, Mahlströmen und dem Polarlicht, wenn dort nicht etwas Außerordentliches verborgen läge?⁶⁰

Etwas Außerordentliches nämlich, das dem Menschen, der es findet, zu mehr Selbsterkenntnis verhilft, zu mehr Selbst-Gefühl, vielleicht auch wie im alten mythischen Bild einen besseren Menschen aus ihm macht. Denn auch wenn man nicht an Traditionen glaubt, so sind sie doch in der Gesellschaft verankert und werden jedem mitgegeben, ob man will oder nicht. Man geht ins Eis, um sich selbst zu finden. Was man dort findet, ist jedoch nicht immer nach dem Geschmack des Suchenden.

Abgründe der menschlichen Seele zum Beispiel können in einer solchen Extremsituation noch viel leichter zu Tage befördert werden als im reizarmen Alltag. Kastura berichtet über Roald Amundsen, einen der großen Polreisenden:

Er galt als besonnener Planer, der alle Möglichkeiten abwägte und sein Vorhaben energisch vorantrieb. Doch auch er war von einem unbändigen Ehrgeiz erfüllt und brachte seine Begleiter in unnötige Gefahr, als er einmal zu früh (noch im Winter) zum

57 Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000, S. 10

58 Ebenda, S. 10

59 Ebenda, S. 10

60 Ebenda, S. 10

Südpol aufbrach und wieder umkehren mußte, bis es dann im zweiten Anlauf klappte.⁶¹

Ehrgeiz und Egoismus zeichnen sich in dieser Aussage als Eigenschaften ab, die nicht nur den Mann selbst sein Leben riskieren lassen, sondern auch seine Begleiter. So etwas wie Verantwortung für die Mitwandernden scheint hier zurück zu treten zugunsten eines Ego-Wahns, eines Stürmens und Drängens auf das Ziel zu, der Erste zu sein, vor allen anderen, der Held. In Wahrheit sind wohl alle Extremen, ob Alpinist oder Polfahrer, Einzelkämpfer – obwohl sie zumeist in Gruppen ihre Reisen antreten. Sie brauchen einander im Verlauf der Tour, brauchen die Fähigkeiten der einzelnen Mitglieder, aber wenn es darum geht, der Erste zu sein, werden sie oft zu erbitterten Gegnern.

Der Pol als Fluchtpunkt wurde ebenfalls bereits genannt. Extremsport als Flucht vor der Gesellschaft sei als Erklärung zu kurz gegriffen, habe ich unter Berufung auf die Ausführungen Thomas Kasturas vermutet. Dieser zitiert den Neurobiologen Gerald Hüther, um seine These zu erweitern.

Extremsportler wollen seiner Ansicht nach Sensation, Streß, Horror erfahren, damit sie ihre eigentlichen Probleme nicht bewältigen müssen. Letztere sind zwar ebenfalls mit Streß verbunden, steigern aber nicht das Selbstwertgefühl.⁶²

Die „eigentlichen Probleme“, die Hüther hier meint, haben oftmals mit der Zivilisation und ihren Aufgaben zu tun. Diese Dinge, die von einem Menschen verlangt werden, sind Extremsportlern oftmals ein Gräuel.

Weitere Argumente zur Fluchtthese liefern in Kasturas Werk die Psychologen Martin Venetz und Jürg Schmid.

Hinter dem Drang, sich immer wieder Gefahren auszusetzen, stecke das urmenschliche Bedürfnis, die Neugier zu befriedigen und sich im jeweiligen Tun als komplett zu erleben. Dabei lassen sich eine Such- und eine Endphase unterscheiden. In der Suchphase setzt sich der Mensch dem Unbekannten, Unsicheren, Gefährlichen aus und damit Spannung, Erregung, Streß. In der Endphase wird diese Spannung durch eine entsprechende Endhandlung aufgelöst, Sicherheit wird erreicht. Für den Polfahrer wäre das die erfolgreiche Rückkehr ins Basislager. Erst dann sind die Gefahren bestanden.⁶³

61 Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000, S. 13

62 Ebenda, S. 18

63 Ebenda, S. 20

„Die Enttäuschung sei das größte Hindernis, das einen Polarfahrer erwarte,“ zitiert Kastura den berühmten Eishelden Ernest Shackleton. Dieser verdanke eigenen Angaben nach sein Überleben in einigen Fällen den drei wichtigsten Eigenschaften eines Polreisenden, „dem Optimismus, der Geduld und der physischen Stärke“⁶⁴.

Die Belohnung für das Erreichen von Zielen oder Teilzielen wird oftmals mit dem Begriff „Flow“ gekennzeichnet, ein „Glücksgefühl, das der amerikanische Psychologe Mihaly Csikszentmihalyi“⁶⁵ mit seinem heute bekannten Namen versah. Zur genaueren Charakteristik des Flow wird das nächste Kapitel dienen, hier nur soviel:

Es meldet dem Individuum, daß seine Handlungsschritte zum Erreichen von Sicherheit optimal sind. Flow tritt also nur dann auf, wenn Anforderungen und Können in einem Gleichgewicht stehen.⁶⁶

Dass Flow jedoch nicht nur als Endpunkt einer Leistung auftritt, sondern auch während der Erbringung derselben, stellt für viele Extremsportler allerdings ein Problem dar, wie Kastura passend ausführt.

Als sie den Pol erreicht hatten, zogen sie das Flow-Erlebnis gleichsam vor. Als Motivation für den Rückweg konnte nur noch die Aussicht auf Ruhm und Anerkennung dienen – gesetzt den Fall, man war der Erste.⁶⁷

Mit diesem Schlusswort, das gleichsam ein Ausblick ist, möchte ich nun in das letzte Kapitel dieses ersten Abschnitts über das Wesen der Expedition übergehen. Es wird sich anhand des Werkes von Mihaly Csikszentmihalyi mit dem Phänomen „Flow“, dessen Ausprägungen, Hindernissen und begünstigenden Umständen befassen.

64 Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000, S. 21

65 Ebenda, S. 20

66 Ebenda, S. 20

67 Ebenda, S. 20

2.4. Das Phänomen „Flow“

Mihaly Csikszentmihalyi schreibt in seinem Werk „Flow – Das Geheimnis des Glücks“ laut eigener Aussage über „Freude, Kreativität und den Prozeß vollständigen Einsseins mit dem Leben, den ich *flow* nenne“⁶⁸.

„Vollständiges Einssein mit dem Leben“ ist auch eine Wendung, die man oft von Menschen hört oder liest, die Extremes tun, die mit einer Begeisterung Strapazen auf sich nehmen, die für Außenstehende nicht nachvollziehbar scheint. Ich habe wohl in den vergangenen Kapiteln ab und an von der „Einheit des Ich“ gesprochen, von einem völligen Aufgehen in seinem Tun. Und auch davon, dass die Anforderungen weder zu hoch noch zu niedrig sein dürfen, um sowohl Ehrgeiz als auch Befriedigung zu wecken. Nun, all das wird in diesem Kapitel noch einmal auftauchen und eingegliedert werden in eine Begrifflichkeit, die vieles vermutlich noch klarer erscheinen lässt.

Csikszentmihalyi grenzt zunächst einmal psychische Unordnung (Entropie) von „optimaler Erfahrung“⁶⁹ ab. Letztere sieht er als Grundvoraussetzung für Flow. Entropie bezeichnet dabei folgenden Zustand:

Eine Hauptkraft, die das Bewußtsein trübt, ist psychische Unordnung, das heißt Informationen, die mit bestehenden Absichten im Widerstreit liegen oder uns abhalten, diese Absichten zu verfolgen.⁷⁰

Im Weiteren wirkt diese so:

Immer wenn eine Information das Bewußtsein stört, indem es seine Ziele bedroht, haben wir einen Zustand innerer Unordnung oder *psychische Entropie*, eine Desorganisation des Selbst, die seine Wirksamkeit beeinträchtigt.⁷¹

Mit Sicherheit können auch all die Faktoren der Zivilisation, die von Extremsportlern so oft als störend geschildert werden, psychische Entropie auslösen – gesellschaftliche Verpflichtungen, die den eigenen Vorstellungen widersprechen, eine Arbeit, die man nur um des Geldes Willen macht, Menschen, denen man aus irgendeinem Grund zuhört, hilft, oder

68 Csikszentmihalyi, Mihaly: Flow. Das Geheimnis des Glücks. Klett-Cotta, Stuttgart 1999, S. 11

69 Ebenda, S. 61

70 Ebenda, S. 57

71 Ebenda, S. 58

auch einfach die vielen oft unnötigen Gedanken, die man sich rund um die Sicherung der eigenen Existenz und der anderer macht. Die Liste ist endlos.

Das Gegenteil von psychischer Entropie ist optimale Erfahrung. Wenn die Information, die ins Bewußtsein dringt, mit den Zielen übereinstimmt, fließt psychische Energie mühelos. Es gibt keinen Grund zur Sorge, keinen Grund, seine Ebenbürtigkeit anzuzweifeln.⁷²

Hier findet sich das Gleichgewicht zwischen Anforderung und Können wieder, die „Ebenbürtigkeit“ mit dem Problem, der Aufgabe. Auch das „Fließen“ weist bereits auf den Begriff „Flow“ hin und man erinnert sich vielleicht an Worte wie „fließende Bewegungen“, „Geschmeidigkeit“ oder Ähnliches aus den Berichten von Bergsteigern.

Dass Flow aber kein bloßes Umhertreiben oder chaotisches Fließen von Energie ist, stellt der Autor sofort klar. „Beim *flow* haben wir unsere psychische Energie unter Kontrolle, und alles, was wir tun, trägt zu unserem Bewußtsein bei.“⁷³

Es handelt sich um Situationen, in denen die Aufmerksamkeit frei gelenkt werden kann, um ein persönliches Ziel zu erreichen, weil es keine Unordnung gibt, die beseitigt werden müßte, keine Bedrohung für das Selbst, gegen das es sich verteidigen müßte.⁷⁴

Diese psychische Unordnung sei die, gegen die der Mensch eigentlich kämpfe, wenn er augenscheinlich gegen sich Sturm läuft, gegen seinen inneren Schweinehund. Zudem hat man es nach Csikszentmihalyi nicht so sehr mit einem Gegner zu tun, streitet schon gar nicht wider sich selbst.

Es ist in Wirklichkeit ein Kampf für das Selbst, ein Ringen um Kontrolle über die Aufmerksamkeit. Der Kampf muß nicht notwendigerweise körperlich sein, wie beim Bergsteigen. Doch jeder, der *flow* erlebt hat, weiß, daß die tiefe Freude, die er auslöst, ebensosehr disziplinierter Konzentration bedarf.⁷⁵

Csikszentmihalyi nennt nun in seinem Grundlagenwerk die Voraussetzungen, die seiner Meinung nach ein Mensch mitbringen muss, um überhaupt zu Flow fähig zu sein.

Was also führt zu einer „optimalen Erfahrung“, die wiederum Flow erzeugen kann?

72 Csikszentmihalyi, Mihaly: Flow. Das Geheimnis des Glücks. Klett-Cotta, Stuttgart 1999, S. 61

73 Ebenda, S. 62

74 Ebenda, S. 62

75 Ebenda, S. 63

Solche Ereignisse können spontan geschehen, doch *flow* tritt zuverlässiger ein, entweder aus einer strukturierten Aktivität oder aus der Fähigkeit des einzelnen, *flow* herbeizuführen, oder aus beidem.⁷⁶

Als so genannte Flow-Aktivitäten treten hierbei besonders solche zu Tage, die die folgenden Eigenschaften erfüllen. Sie haben „Regeln, die man lernen muß, sie bieten Ziele, geben Rückmeldung und ermöglichen Kontrolle.“⁷⁷ Vergleicht man diese Punkte nun mit den bisher genannten Extremsportarten oder Expeditionsformen, lassen sich leicht Parallelen erkennen - die Regeln des Berges, Sicherheitsregeln beispielsweise, Verhaltensregeln allgemeiner. Auch gilt es in jeder Untergattung extremer Reisen, ein Ziel zu erreichen, sei es ein Gipfel, ein Ort, ein Pol, ein neu zu entdeckendes Land. Rückmeldung erhält der Mensch hierbei direkt durch Glücken oder Missglücken seiner Aktionen, durch Erreichen von Zwischenzielen, durch die Signale des Körpers. Kontrolle erlebt der Sportler eben in dem Moment, wo Anforderungen und Können sich in etwa die Waage halten. Und so kann Flow entstehen.

Csikszentmihalyi beschreibt diese Erfahrung im Folgenden so:

Es wird ein Gefühl einer Entdeckung geschaffen, ein kreatives Gefühl, das das Individuum in eine andere Realität versetzt. Es treibt die Person zu höherer Leistung an und führt zu einem vorher ungeahnten Zustand des Bewußtseins. Kurz, es verändert das Selbst und macht es komplexer. Dieses Wachstum des Selbst stellt den Schlüssel zu *flow*-Aktivitäten dar.⁷⁸

Nun scheint klar, welche Beschäftigungsformen Flow begünstigen, jedoch fehlen noch die persönlichen Voraussetzungen des Protagonisten, der dieses Phänomen erleben möchte. Die Verbindung zu Kultur und damit auch Erziehung scheint eine sehr enge zu sein, wenn man versucht, die Flow-Fähigkeit einzelner Menschen zu erklären.

Kulturen schreiben Normen vor, entwickeln Ziele, bauen Überzeugungen auf, die einem helfen, mit den Herausforderungen der Existenz fertig zu werden. Dabei müssen sie viele alternative Ziele und Überzeugungen ausschalten und so die Möglichkeiten einengen, doch die Kanalisierung der Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Anzahl von Zielen und Mitteln ermöglicht müheloses Handeln innerhalb selbstgeschaffener Grenzen.⁷⁹

Im Vergleich mit den Voraussetzungen einer Flow-Aktivität sind die Ähnlichkeiten

⁷⁶ Csikszentmihalyi, Mihaly: Flow. Das Geheimnis des Glücks. Klett-Cotta, Stuttgart 1999, S. 103

⁷⁷ Ebenda, S. 104

⁷⁸ Ebenda, S. 106

⁷⁹ Ebenda, S. 114-115

frappierend. Jedoch gibt Csikszentmihalyi zu bedenken, dass es scheinbar Kulturen gäbe, denen es besser gelänge, ihre Angehörigen zu häufigen Flow-Erlebnissen zu führen.

Wenn es einer Kultur gelingt, ein so zwingendes Muster von Zielen und Regeln zu entwickeln, das den Fähigkeiten der Bevölkerung sehr gut angepaßt ist, können die in ihr Lebenden ungewöhnlich häufig und intensiv flow erfahren, und die Analogie zwischen Spiel und Kultur wird noch enger.⁸⁰

Als Spiel im weitesten Sinne wird hierbei jede angenehme Handlung, also potentielle Flow-Aktivität, gehandelt.

Die Kultur, der ein Mensch angehört, stellt also einen wichtigen Einflussbereich darauf dar, wie leicht es ihm fallen wird, Flow zu erleben. Jedoch gibt es auch Eigenschaften, die in der Person selbst angelegt scheinen. „Manche Menschen sind vom Temperament her weniger fähig als andere, ihre psychische Energie zu konzentrieren.“⁸¹ So äußert sich Csikszentmihalyi und erklärt, dass „vermutlich angeborene genetische Gründe dafür verantwortlich“⁸² seien.

Die Fähigkeit zur Konzentration von Aufmerksamkeit ist also der erste wesentliche Punkt, der ein Individuum zu Flow befähigt. Des Weiteren geht es Csikszentmihalyi um „Aktivitäten um ihrer selbst willen“⁸³, also „sich in einer Tätigkeit zu verlieren, die außer der Interaktion selbst keinen Vorteil bietet“⁸⁴. Hier findet sich eine bemerkenswerte Analogie zum Schreibprozess an sich. Ein Schriftsteller schreibt, um den Menschen die Geschichten zu erzählen, die sich in seinem Kopf entwickeln. Er interagiert mit dem Text, mit einem imaginären Leser, den er sich beim Schreiben vorstellt und letztlich mit dem realen Publikum. Einen anderen Zweck als die Interaktion hat das Schreiben nicht.

Die größten Hindernisse für Flow beschreibt der Autor so:

Aufmerksamkeitsstörungen und Reizüberflutung verhindern *flow*, weil die psychische Energie zu flexibel und sprunghaft ist. Extreme Schüchternheit und Egozentrik verhindern ihn aus entgegengesetzten Gründen: die Aufmerksamkeit ist zu starr und eng begrenzt.⁸⁵

80 Csikszentmihalyi, Mihaly: Flow. Das Geheimnis des Glücks. Klett-Cotta, Stuttgart 1999, S. 115

81 Ebenda, S. 119

82 Ebenda, S. 119

83 Ebenda, S. 119

84 Ebenda, S. 119

85 Ebenda, S. 119-120

Csikszentmihalyi schreibt, es sei schlecht, wenn man nicht in der Lage sei, seine Aufmerksamkeit auf eine Aktivität zu beschränken, noch, wenn man sie auf die falschen Dinge richte. Er tritt dabei stark wertend auf, ist es doch nicht objektiv fest zu machen, was „die falschen Dinge“ sind. Es geht dem Autor wohl im Gesamten um die Konzentration auf eine bestimmte Tätigkeit, und alles, was dem Gelingen dieser nicht dienlich ist, definiert er als „falsch“. Wie korrekt diese Ausschließung ist, wäre zu überlegen.

Wenn sich jemand ständig Sorgen macht, wie er von anderen wahrgenommen wird, ob er etwas Unangemessenes tut oder einen falschen Eindruck erweckt, ist er ebenfalls dauerhaft zu Freudlosigkeit verdammt.⁸⁶

So urteilt Csikszentmihalyi über die Schüchternheit als Blockade des Flow und fügt aber gleich darauf hinzu:

Ein egozentrisches Individuum ist gewöhnlich nicht schüchtern, sondern bewertet vielmehr jede kleinste Information danach, die sie mit seinen Wünschen zusammenhängt. Für einen solchen Menschen ist an sich alles wertlos. Eine Blume ist keinen zweiten Blick wert, es sei denn, man kann sie zu etwas nutzen.⁸⁷

Besonders diese Eigenschaft der Egozentrik widerspricht völlig der Freude an der Aktivität „um ihrer selbst Willen“.

Ich möchte mich nun zum Abschluss dem Zusammenhang zwischen körperlicher Bewegung und Flow widmen, der für das Thema dieser Arbeit so wichtig ist. Dabei „sollte betont werden, daß der Körper nicht allein aufgrund seiner Bewegungen *flow* auslöst. Der Verstand ist immer daran beteiligt. (...) Ohne sinnvolle Gedanken, Motive und Gefühle wäre es unmöglich, die notwendige Disziplin zu erreichen“⁸⁸, um gut genug in seiner sportlichen Tätigkeit zu sein, um Spaß daran zu haben.

Das lateinische Motto der Olympischen Spiele der Neuzeit – *altius, citius, fortius* – ist eine gute, wenngleich unvollständige Zusammenfassung dessen, wie der Körper *flow* erleben kann. Es umfaßt die Grundbedingung aller Sportarten, die lautet, etwas besser zu machen als zuvor.⁸⁹

Hier findet sich eine Beobachtung aus vorangegangenen Kapiteln wieder, nämlich, dass der

86 Csikszentmihalyi, Mihaly: Flow. Das Geheimnis des Glücks. Klett-Cotta, Stuttgart 1999., S. 119

87 Ebenda, S. 119

88 Ebenda, S. 132-133

89 Ebenda, S. 133

Gipfelsieg sehr selten den Glücksmoment bildet, den der Bergsteiger sich vielleicht erwartet. Er strebt immer weiter, nach dem nächsten, besseren, schwierigeren, souveräneren Aufstieg, der nächsten Tour. Gleiches gilt selbstverständlich auch für Arktisexpeditionen oder andere. „Höher, schneller, weiter“ also.

„Die Freude, die Grenzen des Körpers zu überschreiten“⁹⁰, nennt dies Csikszentmihalyi und sagt, dass diese Fähigkeit allen zur Verfügung stehe, nicht bloß extrem trainierten Individuen. Das „Rezept“ für Flow, in aller Kürze zusammengefasst, stellt sich dem Autor zufolge so dar:

Schon der einfachste körperliche Akt macht Spaß, wenn er so verändert wird, daß er *flow* erzeugt. Die wichtigsten Schritte bei diesem Prozeß sind (a) sich ein Gesamtziel zu setzen und so viele Unterziele, wie realistischerweise möglich sind, (b) Methoden zur Messung des Fortschritts im Hinblick auf das gesetzte Ziel zu finden, (c) sich auf das zu konzentrieren, was man tut, und die mit der Tätigkeit verbundenen Herausforderungen immer feiner zu differenzieren, (d) die notwendigen Fähigkeiten für die zur Verfügung stehenden Gelegenheiten zu entwickeln und (e) die Meßlatte höher zu setzen, wenn die Aktivität langweilig wird.⁹¹

Mit diesem Resümee der wichtigsten Voraussetzungen zur Entstehung von Flow möchte ich dieses Kapitel und auch diesen ersten Abschnitt meiner Arbeit abschließen und mich im folgenden Teil mit den realen „Vorbildern“, den Hintergründen zu den in Christoph Ransmayrs Texten geschilderten Expeditionen und ihren Teilnehmern beschäftigen. Dabei werden die Reiseleidenschaft des Autors, seine enge Verbindung von Reisen und Schreiben, sowie die bereits andiskutierte Metaphorik des Fließens ebenfalls ihre Rollen einnehmen.

90 Csikszentmihalyi, Mihaly: Flow. Das Geheimnis des Glücks. Klett-Cotta, Stuttgart 1999, S. 134

91 Ebenda, S. 134-135

3. Die realen Expeditionen des Christoph Ransmayr

3.1. Reisen und Schreiben – Der Autor als Tourist in der Welt

Christoph Ransmayr ist ein Reisender. Als Schreiber von Reportagen hat er weite Teile der Welt gesehen, immer mit einem „literarischen Blick“. Auch privat zieht es ihn hinaus, hinauf, hinweg. Immer dabei ist das Erzählen, das Schreiben – es scheint zwischen Reisen und Schreiben einen untrennbaren Zusammenhang zu geben.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren, zwischen dem Erzählbaren und dem Unerzählbaren nicht in allernächster Nähe verläuft, und fühle mich auf der Suche nach den entsprechenden Grenzverläufen manchmal als Teilnehmer einer Expedition. Natürlich geht ein Risiko ein, wer sich in Gegenden bewegt, in denen er sprachlich zwar nicht zu Tode kommen, aber immerhin auf eine schmerzhaft, vielleicht auch bloß lächerliche Art scheitern kann.⁹²

Auffallend ist in Ransmayrs Werken, dass es sich in der Mehrheit der Fälle um sehr entlegene Orte handelt, die er erzählt. Die Arktis, ein unbekannter Berg in Nepal, die Stadt Surabaya auf der Insel Java, um nur einige zu nennen, liegen für den Leser nicht ohne Anstrengung in Reichweite – er kann sie nur literarisch bereisen, erkunden, kennen lernen.

Die wiederkehrende Kopplung von Reisen und Erzählen betont den starken Kontrast zwischen den geographisch isolierten Orten und den reichlich vorhandenen Beschreibungen der entsprechenden Gegenden.⁹³

Der Leser gelangt also durch Erzählung erst an den Ort, den er sich selbst nicht ausmalen könnte, zu ungreifbar scheint dieser für die Vorstellungskraft. Durch Ransmayrs Bildersprache jedoch gelingt es, sich vorzustellen, man wäre tatsächlich vor Ort, man mache die Reise selbst – es ist eine „literarische Reise“. „Die Eiswüsten und arktischen Meere verwandeln sich in papierene Meere und papierene Eiswüsten.“⁹⁴

Ähnlich auch der namenlose Erzähler der „Schrecken des Eises und der Finsternis“, der eigentlich auch zunächst Leser ist, sich aber immer mehr in seinem Material verliert und am

92 Langer, Renate und Manfred Mittermeyer: Christoph Ransmayr im Gespräch. Ein Apokalyptiker, der das Leben preist. In: Mittermeyer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 12

93 McChesney, Anita: Intermedialität und die Verwandlung des literarischen Erzählens bei Christoph Ransmayr. In: Mittermeyer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 56

94 Fetz, Bernhard: Das lange Gedächtnis der Erzählung oder: Christoph Ransmayrs poetische Landnahmen. In: Mittermeyer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 36

Ende eigentlich nicht mehr er selbst ist, sondern Mazzinis Platz einnimmt. Er verliert sich genau wie dieser in den, in seinem Fall aus bloßem Papier bestehenden, Eiswüsten.

Gerade im Scheitern der geplanten Schreibarbeit spiegelt gerade dieses Verfahren die Reisen/Erzählungen aller Vorgänger wider. Wie Mazzini kein Buch schreibt, steht auch der Erzähler am Ende des Romans verzweifelt vor den angehäuften Daten, die er nicht als einheitliche schriftliche Erzählung anordnen kann.⁹⁵

Dennoch heißt das hier nicht, dass es eine verlorene Reise ist, die dieser Reisende, Leser beziehungsweise Erzähler gemacht hat. Trotz des Scheiterns seines Vorhabens hat er einen Erfolg.

So wie der Erzähler die Teile „immer anders und neu“ zurechtrückt, verwandelt jede neue Erzählung und jedes neue Erzählmedium die strukturelle Gestaltung der Welt. Zusammen bieten sie ein umfassenderes, dynamischeres Bild ihrer Welt (...)⁹⁶.

Anita McChesney, von der das eben genannte Zitat stammt, schreibt sogar: „Letztlich suchen alle Protagonisten die fremden Orte auf, um sie auf andere Weise erzählen zu können.“⁹⁷ Orte zu erzählen, damit auch ganze Welten entstehen zu lassen in den Köpfen der Leser, das ist eines der großen Talente des Christoph Ransmayr.

„Alle Wege, die er geht, sind eigene“⁹⁸, beschreibt Felicitas von Lovenberg eine weitere Stärke des Autors, die Authentizität, die seine Texte auszeichnet. An so gut wie allen Orten, die Ransmayr beschreibt, die er erzählt, ist er auch selbst gewesen. Und die Kritikerin sagt weiter:

In globalisierten Zeiten, wo alle Welt glaubt, per E-Mail und YouTube immerzu überall sein zu können, ist die Erfahrung des Fremden, die das Geheimnis von Menschen, Orten und Geschichten nicht zu lüften versucht, kostbarer und wichtiger denn je.⁹⁹

Es geht also auf Ransmayrs literarischen Expeditionen oft gar nicht so sehr darum, Rätsel zu lösen, oder das zu finden, was man gesucht hat. Seine Protagonisten finden zumeist etwas

95 McChesney, Anita: Intermedialität und die Verwandlung des literarischen Erzählens bei Christoph Ransmayr. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 56-57

96 Ebenda, S. 57

97 Ebenda, S. 56

98 Lovenberg, Felicitas von: Die Freiheit, aufzubrechen, wohin man will. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 85

99 Ebenda, S. 85

ganz anderes. Wie der Römer Cotta, der in „Die letzte Welt“ eigentlich die Verwirrungen um das Verschwinden des Dichters Ovid aufklären will. Er findet diesen nicht, jedoch aber am Ende des Romans das Wort „Ich“ auf einem Stofffetzen – vielleicht ein Symbol dafür, worum es in allen diesen Reisen geht, um die Entdeckung des eigenen Selbst.

Dass die poetische Sprache – wie das Gehen und Steigen in fast unendlich scheinende Höhen – aus dem Alltag herausführt und sich über ihn erhebt, zeigt am deutlichsten *Der fliegende Berg*. Von Anfang an steht hier das Erzählen im Vordergrund¹⁰⁰,

urteilt Bernhard Judex über eines der Hauptwerke Christoph Ransmayr und lässt in diesen Sätzen wieder finden, was ich bereits im ersten Teil meiner Arbeit berichtet habe – die Erfahrung des Bergsteigens als etwas, das aus den Tiefen des Alltags hinaus führt in neue Höhen. Von einem Gefühl der Erhabenheit war da zu lesen, davon, anders als im gesellschaftlichen Leben einmal ganz Herr der Dinge zu sein. Die poetische Sprache Ransmayrs scheint aufs Vortrefflichste diese Wirkung zu unterstützen und bringt dem Leser derartige Empfindungen nahe, ohne dass dieser jemals selbst einen der höchsten Gipfel der Erde erklimmen muss.

Was Ransmayrs Sprache betrifft, so habe ich bereits im ersten Abschnitt dieser Arbeit eine Metaphorik zwischen Schreiben und Fließen angesprochen, die sich auch in den Werken des Autors wiederfindet. In „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ beispielsweise ist die Korrelation des Inhaltes mit dessen Darstellung durch die Sprache deutlich erkennbar. Wenn die Geschichte fließt, wenn die Mitglieder der Expedition sich bewegen, fließt auch die Sprache. Friert das Geschehen an Bord des Schiffes sozusagen ein, so tun dies auch die Worte und Sätze. Auch im „Fliegenden Berg“ arbeitet Ransmayr mit solchen Gegensätzen – mit dem „Schriftbild des Flattersatzes oder auch: des ‚fliegenden Satzes‘, der den Gesetzen des Steins und der Schwerkraft für einzelne Momente des Gelingens enthoben scheint“¹⁰¹.

Alexander Honold hat sich besonders mit dem Roman „Die letzte Welt“ beschäftigt und sieht dort ebenfalls „eine ästhetische Kombinatorik gegenstrebiger Elemente“¹⁰² in Gestalt der

100 Judex, Bernhard: Auf und davon und Hiergeblieben – Der Wanderer in der Schrift. Anmerkungen zu Christoph Ransmayrs Poetologie. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 122

101 Honold, Alexander: Verwandlung und Versteinerung. Die letzte Welt als Schauplatz einer Naturpoetik nach Ovid. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 77

102 Ebenda, S. 77

Stofffähnchen, die in Steinkegel gesteckt im Winde flattern. „Vorweg genommen ist hier die Vorstellung eines Schreibens, das dem Stein entlang verläuft und doch seine Geschmeidigkeit behält“¹⁰³.

„Auf und davon“ heißt ein Text Christoph Ransmayrs in seinem Band „Die Verbeugung des Riesen. Vom Erzählen“. Hier schreibt der Autor ein „Erinnerungsblatt“ für eine Reisegefährtin, die Verlegerin Monika Schoeller – eine Weltreise, innerhalb eines Tages. Das war möglich, weil es sich eben um eine Gedankenreise handelte, deren äußere Parameter durch eine Buchmesse bestimmt wurden.

Wir spazierten durch diesen Korridor, umrundeten einen summenden Markt und reisten, indem wir vom Reisen sprachen. Schließlich durchmisst jeder, der sich einmal auf den Weg gemacht hat, nicht nur die Fremde, sondern immer auch das eigene Gemüt und ist so manchmal immer noch (oder schon wieder) weit fort, obwohl er immer noch (oder schon wieder) in einem Winkel seiner Heimat hockt.¹⁰⁴

Es ist interessant, dass Ransmayr hier selbst davon spricht, man würde auf einer Reise nicht nur das zu besuchende Land entdecken, sondern auch das eigene Innenleben – in völliger Übereinstimmung mit bisher zitierten Psychologen und auch Sportlern. Hier zeigt sich wohl die große Eigenerfahrung des Autors mit diesem Phänomen, das ihm gewiss auf jeder seiner Reisen einen neuen Teil seines Selbst offenbart hat.

Die Intensität dieser imaginativen Reise wird im Folgenden deutlich und entspricht wohl mit ziemlicher Genauigkeit dem eines Lesers, dem eine Szene aus einem fremden (oder bekannten) Land beschrieben wird.

Was heißt beschreiben, was heißt erinnern, wir *waren* unterwegs, sahen die Farben, hörten die Stille und versetzten uns aus einer lärmenden Halle immer weiter hinaus in die Welt (...) ¹⁰⁵.

„Die Erfindung der Welt“ durch den Erzähler beschäftigt Ransmayr ebenfalls, in einem gleichnamigen Essay versucht er Fragen aufzuwerfen und Antworten zu finden, von den ersten Sätzen bis zum Ende, und mit all den Irrungen und Wirrungen dazwischen, die

103 Honold, Alexander: Verwandlung und Versteinerung. Die letzte Welt als Schauplatz einer Naturpoetik nach Ovid. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 77

104 Ransmayr, Christoph: Die Verbeugung des Riesen. Vom Erzählen. Fischer, Frankfurt/Main 2003, S. 12

105 Ebenda, S. 13

vermutlich nicht zu Unrecht ebenfalls an eine Expedition erinnern lassen.

Natürlich führt der Weg ins Innere einer Geschichte manchmal weit fort aus aller Geborgenheit und manchmal in eine quälende Verlassenheit. Aber seltsam, während er sich weiter und weiter von den leibhaftigen Menschen und ihren erleuchteten Häusern entfernt, um Häuser und Schnee und Bäume und Menschen und *alles* nach und nach in Sprache zu verwandeln, werden dem Erzähler die Menschen und Dinge in seiner Geschichte immer vertrauter, bis sie in schließlich durchdringen und er sich noch in den verworrensten und fremdesten Lebensläufen wiederzuerkennen beginnt. Tief im Inneren seiner Geschichte ist er zugleich in der Mitte der Welt.¹⁰⁶

„Der Weg ins Innere der Geschichte“ ist hier nicht nur ein metaphorischer, sondern es wird deutlich, dass Ransmayr jedes seiner literarischen Werke als Reise begreift. Als Reise, die einen Anfang hat, der schwierig sein kann, die ersten Sätze. „Wovon immer er spricht – in seiner Geschichte, in seiner Sprache muß der Erzähler alle Welt noch einmal erfinden“¹⁰⁷, so der Autor. Eben „alles nach und nach in Sprache verwandeln“. Und eine Reise, die er eines Tages, oder besser, eines Satzes, wieder beenden muss. „Was für eine Stunde, was für ein Tag, an dem der Erzähler einen *letzten Satz* findet, den Ausgang, und aus seiner Geschichte heraustreten und zurückkehren muß an die Ränder der Welt.“¹⁰⁸

Um zum Abschluss dieses Kapitels auf Ransmayrs reale Reisetätigkeit und die Verbindung zu seinem Schriftstellerdasein zurückzukommen, so ist für diese der Umstand besonders bedeutsam, dass er sich dabei wiederholt als „Tourist“ in der Welt bezeichnet hat.

Der Band „Geständnisse eines Touristen. Ein Verhör“ ist ein fiktiver Zusammenschnitt aus über Jahre entstandenen Interviews zu eben einem „Verhör“, in dem der Autor Rede und Antwort steht zu verschiedensten Facetten seines Werkes.

Offenbar gefragt zu dem von ihm bevorzugten Berufstitel oder Ähnlichem, gibb Ransmayr da zu Protokoll:

Auf Formularen sind mir die Felder am liebsten, in die sich einfach Tourist setzen läßt, denn Ahnungslosigkeit, Sprachlosigkeit, leichtes Gepäck, Neugier oder zumindest die Bereitschaft, über die Welt nicht bloß zu urteilen, sondern sie zu erfahren, zu durchwandern, von mir aus: zu umsegeln, erklettern, durchschwimmen, notfalls zu erleiden, gehören wohl mit zu den Voraussetzungen des Erzählers.¹⁰⁹

106 Ransmayr, Christoph: Die Verbeugung des Riesen. Vom Erzählen. Fischer, Frankfurt/Main 2003, S. 19

107 Ebenda, S. 18

108 Ebenda, S. 21

109 Ransmayr, Christoph: Geständnisse eines Touristen. Ein Verhör. Fischer, Frankfurt/Main 2004, S. 10-11

Wie aus diesem Absatz schon hervorgeht, setzt Ransmayr auf die unmittelbare Erfahrung der Welt, zu Fuß oder mit einfachsten Fortbewegungsmitteln. Denn, und mit dem folgenden Zitat möchte ich dieses Kapitel schließen und mich im Detail auf die Suche nach den Wurzeln von Ransmayrs einzelnen literarischen Reisen begeben:

Viel zu Fuß? Ja, ich gehe viel zu Fuß. Das Gehen ist die Fortbewegung, die mir am ehesten entspricht. Dabei bin ich kein Entdecker und schon gar kein Eroberer. Vermessen und kartographiert ist so gut wie alles, aber weitgehend unbekannt ist immer noch, was sich in einem selber auftut, wenn man durch eine ungeheure, übermächtige Landschaft geht. Ich kenne keine Fortbewegungsart, die dem Denken, dem Sprechen und schließlich dem Schreiben gemäßer wäre als das Gehen. Denn zum Fußweg gehört auch der langsame, allmähliche Wechsel der Perspektive, das Innehalten und Betrachten. Erst dadurch kann so etwas wie ein vielschichtiges Bild der Welt entstehen, Material für Geschichten, Erzählungen. Die Linie, der rote Faden, der durch alle Wechsel der Geschwindigkeiten und Perspektiven einer Erzählung führt, erscheint mir immer als die Route eines Fußgängers.¹¹⁰

110 Ransmayr, Christoph: Geständnisse eines Touristen. Ein Verhör. Fischer, Frankfurt/Main 2004, S. 88-89

3.2. Bergsteigen – Die Gebrüder Messner als beispielhafte Brüdergeschichte

Das Schlüsselerlebnis meines Lebens liegt lang zurück. Und alles geschah weit weg: Im Himalaya, am Nanga Parbat. Dabei erfuhr ich jenes erweiterte Dasein, das auf zwei Ebenen des Bewußtseins abläuft. Als wäre im Gehirn etwas verrückt. Ich erlebte bewußt, wie Tod und Leben zuerst geschahen, um dann – fast gleichzeitig – Teil meiner Biographie zu werden. Und dieses versetzte Geschehen ist mir als Erleben meines Sterbens in Erinnerung geblieben und gleichzeitig wie die unmögliche Geschichte meines Überlebens.¹¹¹

Es ist bemerkenswert, dass Reinhold Messner zu Beginn seines Buches über die Nanga Parbat Expedition, während der sein Bruder ums Leben kommt, genau diese Worte wählt. Wie Padraic, der überlebende Bruder in Ransmayrs „Der fliegende Berg“, erzählt er vom Erleben des eigenen Sterbens, um dann doch, unwirklicher Weise, ins irdische Dasein zurück zu kehren.

Dieses Kapitel wird sich intensiv mit der Geschichte der Gebrüder Messner auseinander setzen, da diese in gewissen Zügen an jene der irischen Brüder aus Ransmayrs Roman erinnert und zudem eine der bekanntesten Brüdergeschichten im Metier des Bergsteigens sein dürfte. Dies soll allerdings in keinsten Weise bedeuten, dass Ransmayr seinen Roman zur Gänze und ausschließlich über dieses Duo geschrieben hat. „Der fliegende Berg“ ist keine Biographie. Man weiß jedoch vom Kontakt Ransmayrs zu Messner, somit ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Ähnlichkeiten der beiden Geschichten auf direkter Inspiration beruhen.

Klettern ist für uns beide wie eine Therapie. Obwohl Günther mit anderen Traumata kämpft als ich, sind wir zuversichtlich, was unser Leben betrifft. Günther ist unzufrieden mit seinem Beruf, ich bin besessen vom Höher, Schwieriger, Weiter. Beide wollen wir nur eins: weit weg, und zwar bald.¹¹²

In dieser Textstelle finden sich gleich mehrere interessante Aspekte. Zum einen ist da die Erwähnung von Traumata – welcher Art, ist nicht dargestellt. Jedoch möchte ich daran erinnern, dass bereits in früheren Kapiteln die Kindheit und Jugend als ausgesprochen prägend für spätere gegen die Norm verlaufende Leidenschaften auch in punkto Alpinismus besprochen wurde. Die Unzufriedenheit mit dem Beruf, der in die Gesellschaft eingliedert, ist

111 Messner, Reinhold: Der nackte Berg. Nanga Parbat – Bruder, Tod und Einsamkeit. Piper, München 2002, S.

11

112 Ebenda, S. 99

ebenfalls ein Indiz des Extremsportlers, der seine Befriedigung eben woanders sucht. Und „höher, schwieriger, weiter“, nun, diese Begriffe sind aus dem Abschnitt über „Flow“ nur zu bekannt. Reinhold Messner „outet“ sich hier geradezu als einer, der dem Flow hinterher jagt.

Im Unterschied zu den Brüdern im Roman Ransmayrs sind die Messners nicht nur zu zweit unterwegs auf den Gipfel des Nanga Parbat, sie sind nicht einmal die Leiter der Expedition – was bedeutet, dass sie sich unterordnen müssen. Dies fällt besonders Reinhold Messner offenbar schwer. Zweifel an der Autorität und Entscheidungsfähigkeit des Gruppenverantwortlichen tauchen häufiger auf, je länger und je weniger erfolgversprechend die Tour verläuft.

Es gibt Expeditionsleiter, die jeden Tag mit ihrer Mannschaft reden, die selbst hinaufsteigen, mit an der Spitze klettern, die das Beste mit der Mannschaft teilen: das Risiko, die Wegsuche, Hoffnung und Enttäuschung. Sie gehören zur Mannschaft. Ein guter Leader macht sich auch während der Expedition nützlich, nicht nur bei Vorbereitung und Auswertung.¹¹³

Diese Zeilen stehen wie ein Vorwurf zwischen den Dialogsätzen einer rekonstruierten Besprechung unter den Kameraden, von denen allerdings nicht alle derselben Meinung sind. Manche, militärisch geprägt, leben vom unbedingten Gehorsam dem „Vorgesetzten gegenüber“. Auch Padraic und Liam im „fliegenden Berg“ sind durch ihren Vater gewissermaßen „militärisch geprägt“, haben ihre Traumata auch davon erhalten. Sie erleben dieses Problem bezüglich der Führungsqualität vor allem da, als sich Padraic in Nyema verliebt und der fliegende Berg ernstzunehmende Konkurrenz in seinen Gedanken bekommt. Er ist nunmehr nicht mehr so fokussiert, gut möglich, dass dies in seinem Bruder ebenfalls Gedanken des Verrats an ihrem gemeinsamen Plan aufkommen lässt.

Im Widerstand gegen die strengen Pläne des Anführers planen die Brüder Messner und andere Begleiter eine Solotour, geheim, versteht sich. Der auserkorene Berg weist durchaus Ähnlichkeit mit einem gewissen fliegenden Berg auf, wie im folgenden Zitat klar wird:

Wir fanden ihn reizvoll, nicht allzu schwierig; nur den Namen des Berges kannten wir nicht und seine Höhe. Es stand für uns fest, daß er noch unbestiegen war: Dieser knappe Sechstausender ganz hinten im Rupaltal war also plötzlich unser Ziel.¹¹⁴

113 Messner, Reinhold: Der nackte Berg. Nanga Parbat – Bruder, Tod und Einsamkeit. Piper, München 2002, S.154

114 Ebenda, S. 158

Auch die Brüder im Roman kennen den wirklichen landessprachlichen Namen des „fliegenden Berges“ nicht, bevor sie ihn von der Bevölkerung erfahren. Sie wissen ebenfalls nicht, wie hoch er ist – jedoch wohl ein ganzes Stück höher als sechstausend Meter, soll er sich doch mit dem Mount Everest messen können. Und die Aussicht darauf, die Ersten auf diesem Berg zu sein, ihn zu vermessen und zu benennen, lockt sie an wie das sprichwörtliche Licht die Motten.

Trotz der anfänglichen Einigkeit zeigt sich aber dann der größere Ehrgeiz des Reinhold Messner:

Unter einer Rinne überlegten wir lange, was zu tun war. Reinhold stieg dann aufwärts, ohne viele Worte zu verlieren. Es war noch nicht einmal Mitternacht. Wir mußten ihn gehen lassen. Weiter oben, unter einer Steilstufe, hat er dann auf uns gewartet.¹¹⁵

Hier wird sichtbar, dass trotz aller Kameradschaft mit dem Bruder, von dem er sich auch durch den Anführer nicht trennen lassen will, ein gewisser Egoismus vorhanden ist. Eben das zuvor erwähnte „Höher, schwieriger, weiter“, das zeitweise über allen Rücksichtnahmen zu stehen scheint.

Endlich dann soll nach einigen Schwierigkeiten, wetterbedingten und gruppeninternen, der Anstieg auf den Gipfel gewagt werden. Bemerkenswert hier eine Art Hinwendung Messners zu höheren Gewalten, vielleicht sogar etwas Göttlichem in folgender Szene:

Unsere Wand aber steckt ab Wandmitte im Nebel. Plötzlich reißt es auf. Für kurze Zeit. Der Gipfel wird frei. Es ist wie ein Zeichen, das Signal, daß der richtige Moment für den Gipfelgang gekommen ist?¹¹⁶

Das Fragezeichen am Ende des Satzes, der von seiner Konstruktion her eigentlich eine Aussage darstellt, beweist aber, dass sich der Bergsteiger nicht sicher ist bezüglich des beobachteten Omens.

Das Wetter scheint tatsächlich besser zu werden, allerdings wird die Expedition dadurch behindert, dass Lawinen wichtige Steighilfen aus dem Eis entfernt haben.

Kurz entschlossen kletterte ich über den senkrechten Eiswulst. So schnell ich kann.

115 Messner, Reinhold: Der nackte Berg. Nanga Parbat – Bruder, Tod und Einsamkeit. Piper, München 2002, S. 160

116 Ebenda, S. 171

Günther sichert. Extreme Eiskletterei in 6600 m Meereshöhe: die schwierigste Passage in der Rupalwand!¹¹⁷

Günther Messner ist an dieser Stelle einmal mehr ein wichtiger Rückhalt für seinen Bruder. Er ist mehr als ein bloßer Kamerad. Auch daran, dass sich Reinhold schon vor der Expedition für die Teilnahme Günthers einsetzte, kann man erkennen, dass es eben gerade in solch mitunter lebensbedrohlicher Umgebung nicht ganz egal ist, wen man um sich hat.

Das Bergsteigen vermittelt Günther und mir ein intensives Gemeinschaftsgefühl. Nicht nur, daß wir jetzt zur geschlossenen Gemeinschaft der extremen Bergsteiger gehören, wir sind als Brüderpaar eine ganz besondere Seilschaft, wir planen und steigen zusammen.¹¹⁸

Den Aufstieg zum Gipfel geht Reinhold allerdings allein an und gerät dabei mir Fortdauer des Kletterns, unter den Klängen des Eispickels und in der Stimmung der Nacht bald in einen Flow-Zustand:

Seit ich meinen Rhythmus gefunden habe, bin ich wie immer beim Bergsteigen: ganz ich selbst. Das Gelände sieht übersichtlich und machbar aus. Also weiter! Warm bleiben! Ich bin ganz Kletterer und fühle mich sicher.¹¹⁹

Mehrere Merkmale dieser Aussage sprechen für Flow: Zum einen, die Zuversicht, die anstehenden Anforderungen aus eigener Kraft lösen zu können, zum anderen die Erwähnung von Rhythmus, einem regelmäßigen Fließen der Bewegung. Ausgesprochen interessant ist auch, dass Messner davon spricht, ganz er selbst zu sein – er erreicht hier offenbar die angestrebte Einheit des Ichs, der viele Extremsportler auf diese Weise begegnen.

Doch Günther Messner ist in der Zwischenzeit nicht untätig, er steigt seinem Bruder hinterher und erreicht diesen in für die Verhältnisse sehr kurzer Zeit.

Günther hat in weniger als vier Stunden die gesamte Merkl-Rinne durchstiegen: Fast sechshundert Höhenmeter. Und das alles in dieser Meereshöhe! Nein, es gibt keinen Zweifel, daß wir zu zweit weitergehen. Wir gehören zusammen, und wir werden bald am Gipfel sein, denke ich.¹²⁰

117 Messner, Reinhold: Der nackte Berg. Nanga Parbat – Bruder, Tod und Einsamkeit. Piper, München 2002, S. 176

118 Ebenda, S. 97

119 Ebenda, S. 191

120 Ebenda, S. 194

Nach einem langen mühsamen Aufstieg voller immer länger werdender Pausen stehen die beiden endlich am Gipfel des Nanga Parbat – und wie Ulrich Aufmuth bereits festgestellt hat, der lang ersehnte Augenblick bringt lang nicht die erwartete Befriedigung.

Daß Günther dabei war, macht mir diese Gipfelstunde heute so wertvoll. In der Erinnerung ist sie trotz aller Alltäglichkeit schön. Seine Augen sehe ich immer noch – wie damals. Ich weiß nicht, warum er auch die Brille abgenommen hatte. An Schneeblindheit dachte keiner von uns.¹²¹

Auf dem Abstieg scheinen Günther langsam die Kräfte zu verlassen. Die Verfolgung seines Bruders in den Morgenstunden verlangt ihren Tribut. Die Brüder müssen eine Nacht in der Felswand verbringen und besonders Günther leidet an Halluzinationen auf Grund von Sauerstoffmangel und Erschöpfung. Doch auch die Berichte Reinholds lassen auf teilweise Ich-Spaltungen in dieser Extremsituation schließen:

Zitternd laufe ich über den Schneehang. Dabei stolpere ich und überschlage mich einige Male. Es ist dabei, wie wenn ein Zweiter da läge. Als ob ich mich von oben sehen würde. (...) Spaltet sich mein Ich? Ja, ich sehe mich selbst in der dritten Person, finde diese Spaltung aber nicht außergewöhnlich.¹²²

Beim weiteren Abstieg verlieren sich die Brüder, als Günther zurückbleibt. Reinhold wartet später, halluziniert schon heftig, beginnt dann seinen Bruder zu suchen und hört immer wieder dessen Stimme, meint ihn zu sehen. Doch er findet letztendlich nur eine Eislawine, die ausgerechnet in dem Moment losgegangen sein muss, als Günther die Stelle überquerte und den Bruder in den Tod riss. In geistig sehr verwirrtem Zustand macht sich Reinhold allein auf den Rückweg zum Lager.

Ich wollte nicht akzeptieren, daß ich allein war, daß Günther tot war. Wir waren so viel zusammen gewesen. Zusammen hatten wir vierzig Tage und vierzig Nächte an den Flanken des Nanga Parbat verbracht. Ich spürte das Verwandte, den Gleichklang in uns wie nie zuvor. Der Alltag und Gewohnheiten nur hatten mich daran gehindert, in Günther den idealen Partner zu sehen.¹²³

Neben der Glorifizierung des Bruders im ersten Schmerz über den Verlust findet sich in diesen Zeilen auch wiederum die Gegenüberstellung des Alltags, der das Erkennen der

121 Messner, Reinhold: Der nackte Berg. Nanga Parbat – Bruder, Tod und Einsamkeit. Piper, München 2002, S. 200

122 Ebenda, S. 219

123 Ebenda, S. 249

wahren Verbindung verhindert, und dem Bergsteigen, das diese zu Tage befördert – wenn auch als späte Erkenntnis.

Im Gegensatz zu Padraic in Ransmayrs „fliegendem Berg“ kann Reinhold Messner seinen Bruder nicht in die Heimat zurück bringen. Günther Messner blieb unter der Lawine begraben. Im Weiteren musste sich Reinhold einigen Diskussionen über die Gefährlichkeit der gewählten Abstiegsroute stellen, die jedoch nicht wesentlich für das hier behandelte Thema sind.

Ich möchte nun noch kurz die Beziehung Ransmayrs zu Messner und umgekehrt behandeln. In einem Interview sagt Messner über Ransmayrs „Schrecken des Eises und der Finsternis“:

Natürlich kannte ich die klassische Abenteuerliteratur über Polarexpeditionen. Er aber hat das Eisfahren verdichtet. Dichten heißt ja verdichten. Ransmayr ist viel intensiver und viel genauer, um nicht zu sagen: wahrer als das, was ich von den Akteuren selbst gelesen hatte.¹²⁴

Beeindruckt von dieser intensiven Erfahrung einer Polarreise lernt Messner dann Ransmayr kennen – im Gedanken, dieser habe jene Erfahrungen am eigenen Leib erlebt.

Ich war ganz überzeugt, dass jemand nur dann so schreiben kann, wenn er Erfahrungen in dieser Dimension gemacht hat. Ransmayr ist in der Lage, sich in diese Leute hineinzusetzen, das Ganze zu recherchieren und dann so zu verdichten, dass es viel intensiver ist, als wenn man nur Leute liest, die selber zwar überall waren, aber nicht in der Lage sind, ihre Erlebnisse in Sprachbilder, in einen Roman zu gießen.¹²⁵

Es entstand in weiterer Folge eine Freundschaft zwischen den beiden Männern, die sich auch in gemeinsamen Unternehmungen äußert. „Wir sind zusammen auf Reisen gegangen, wir sprechen uns jedes Jahr zu einer Reise ab.“¹²⁶ Über die Entstehung des „fliegenden Berges“ weiß Messner zu berichten: „Wir haben damals viel über das Klettern miteinander geredet; die tibetische Landschaft haben wir miteinander bereist; dabei ist ihm die Idee gekommen.“¹²⁷ Angesprochen auf die oft vermuteten Zusammenhänge zwischen der Geschichte des Todes seines Bruders und der Erzählung im „fliegenden Berg“, meint Messner bloß:

124 Langer, Renate und Manfred Mittermeyer: Reinhold Messner im Gespräch. Christophs große Kunst ist die Sprache. In: Mittermeyer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 110

125 Ebenda, S. 110

126 Ebenda, S. 110

127 Ebenda. S. 112

Aus vielen kleinen Erfahrungen, die er ja braucht und selber gemacht hat, hat er auch damit wieder eine rein fiktive Geschichte geschaffen. Die Geschichte ist nie passiert. Aber in der Summe sind alle Bilder wahre Geschichten. Die könnten passiert sein. Und in der Summe sind sie mit dem Roman auch passiert.¹²⁸

In Messners Erzählungen vorhandene „konkrete Bilder“¹²⁹ würde bei Ransmayr zu „poetischen Bildern“¹³⁰ umgewandelt – beispielsweise die Schmetterlinge, die gleich zu Beginn des Romans erfroren aus der Höhe herab fallen.

Es war völlig irre für uns, dass Schmetterlinge in ein Hochtal hochgezogen werden. Durch die aufsteigende Luft, durch die Thermik. (...) Allerdings habe ich nicht gesehen, wie die Schmetterlinge herunterfallen, ich habe im Eis eingeschlossene Schmetterlinge gefunden. (...) Und diese Geschichte habe ich Christoph dann erzählt.¹³¹

Messner geht es im Vergleich zwischen seiner Literatur und der Ransmayrs vor allem um etwas, das er „Wahrheit“ nennt, das durch Zusammenfügen verschiedener Bilder und Geschichten entsteht. Dies bringt er zu Ende des Interviews noch einmal folgendermaßen auf den Punkt:

Die große Kunst ist eben, diese Körpererfahrungen in eine verständliche Sprache zu bringen, die nicht nur subjektiv, sondern objektiv stimmt. (...) Der Schriftsteller, der Dichter schafft eine viel tiefere, objektivere Wahrheit als der Historiker.¹³²

128 Langer, Renate und Manfred Mittermeyer: Reinhold Messner im Gespräch. Christophs große Kunst ist die Sprache. In: Mittermeyer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 112

129 Ebenda, S. 112

130 Ebenda, S. 112

131 Ebenda, S. 113

132 Ebenda, S. 113

3.3. Nordpolexpedition – Payer und Weyprecht als Konkurrenten im ewigen Eis

In seinem Roman „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ erzählt Christoph Ransmayr auf mehreren Ebenen von Expeditionen in nordpolare Regionen. Den Ausgang für die Reise des Josef Mazzini bilden die Aufzeichnungen über die österreichisch-ungarische Nordpolarexpedition unter der Leitung der Herren Payer und Weyprecht in den Jahren 1872-1874. Er entdeckt diese – wie auch der Autor des Romans – in Wiener Archiven. Auf der Suche nach den Abenteuern eines Verwandten, der Teilnehmer dieser Expedition war, und auch auf der Suche nach eigener Identität, beginnt der fiktive Reisende Mazzini die Spuren der Expedition zu verfolgen. Seine eigenen Aufzeichnungen werden später zur Grundlage der Nachforschungen des Erzählers – der wie der Leser des Romans jedoch nur auf eine literarische Polfahrt zu gehen vermag.

In diesem vorliegenden Kapitel möchte ich in Grundzügen sozusagen die „erste Ebene“ des Romans, die österreichisch-ungarische Nordpolarexpedition, darstellen.

Anlass der Erforschung des Nördlichen Eismeeres war der Wunsch nach einer schnellen Seeverbindung zu fernöstlichen Gebieten. „Indien und China waren seit Langem die Traumziele europäischen Unternehmmergeistes.“¹³³ Die Meeresflächen in diesen Breitengraden waren kaum erforscht.

In Mitteleuropa weckte August Petermann die Hoffnung, von Norwegen aus auf den Ausläufern des warmen Golfstroms weit nach Nordosten, womöglich sogar in ein offenes Polarmeer vorstoßen zu können. Mit Eifer wurde 1871 eine Kundfahrt organisiert, auf der Karl Weyprecht und Julius Payer bis in die nördliche Barentsee vordrangen.¹³⁴

Da diese Fahrt durchaus zur Hoffnung beitrug, hier die gewünschte Nordostpassage zu finden, kam es bereits im Jahr darauf zur Entsendung der österreichisch-ungarischen Nordpolarexpedition.

Das ideale Ziel unserer Reise war die nordöstliche Durchfahrt; ihr eigentlicher Zweck aber galt der Erforschung der Meeresteile oder Länder im Nordosten von Nowaja-Semlja.¹³⁵

133 Höbenreich, Christoph: Expedition Franz Josef Land. In der Spur der Entdecker nach Norden. Frederking & Thaler, München 2007, S. 14

134 Ebenda, S. 14

135 Payer, Julius: Die Entdeckung von Kaiser Franz Joseph-Land 1870-1873. Edition Erdmann, Lenningen 2004, S. 58

In die Vorbereitungen brachten sich die beiden Kommandanten schon mit sehr viel Engagement ein. „Weyprecht ließ all sein nautisches Wissen in die Konstruktion und Ausstattung der *Tegetthoff* einfließen. Und Payer tüftelte und verbesserte die Polarausrüstung.“¹³⁶

Und Weyprecht schreibt in einem Brief an seinen Vertrauten Heinrich von Litrow ganz begeistert:

Unsere Ausrüstung wird, wie es bis jetzt allen Anschein hat, eine vollständige, auf drei Jahre berechnete sein – die kolossalen Summen, die da einlaufen, machen mich ganz verblüfft, machen besonders den Wienern Ehre, und ich hätte nie gedacht, dass man sich für ein so kaltes Projekt so warm begeistern könnte.¹³⁷

Von Anfang an jedoch zeigten sich die unterschiedlichen Zielsetzungen und auch Temperamente der beiden Offiziere, die später im Eis zu dem einen oder anderen Zusammenstoß führen sollten.

Weyprecht hatte als Naturwissenschaftler ganz andere Interessen als das Erreichen des Nordpols. Er kümmerte sich vor der Abreise ständig darum, dass die für seine Arbeit nötigen Instrumente auch an Bord kommen konnten.

Die Quittung über die Instrumente, deren Liste ich beifüge, habe ich an das hydrographische Amt in Pola geschickt und in deren Absendung als Eilgut an Richers in Hamburg gebeten. Das Heberbarometer muß jedoch persönlich nach Hamburg gebracht werden, da es den Transport einfach verpackt nicht verträgt. Das hydrographische Amt schreibt mir, daß es nur unter dieser Bedingung ausgefolgt wird.¹³⁸

Payer dagegen strebt eher nach großen Entdeckungen, er ist mehr Eroberer als Wissenschaftler, was auch Weyprecht erkennt: „Payer schreibt und zeichnet und wartet wie ein Schauspieler auf das Stichwort, um auf die Bühne zu treten (Landreisen).“¹³⁹

Auf diese Bühne muss Payer allerdings auch sehr lange warten, bis eines Tages, nach einem langen Winter und einem fast schon zu Ende gegangenen Sommer ein überraschendes

136 Höbenreich, Christoph: Expedition Franz Josef Land. In der Spur der Entdecker nach Norden. Frederking & Thaler, München 2007, S. 16

137 Berger, Frank (Hrsg.): Carl Weyprecht (1838-1881). Seeheld, Polarforscher, Geophysiker. Wissenschaftlicher und privater Briefwechsel des österreichischen Marineoffiziers zur Begründung der internationalen Polarforschung. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2008, S. 346

138 Ebenda, S. 350

139 Ebenda, S. 356

Ereignis die Mannschaft aus ihrer Erstarrung erweckt – das Auftauchen eines unbekannten Landes. Sogleich ist Payer ganz Pionier:

Jahrtausende waren dahingegangen, ohne Kunde von dem Dasein dieses Landes zu den Menschen zu bringen. Und jetzt fiel einer geringen Schar fast Aufgegebener seine Entdeckung in den Schoß – als Preis ausdauernder Hoffnung und standhaft überwundener Leiden – und diese geringe Schar, welche die Heimat bereits zu den Verschollenen zählte, war so glücklich, ihrem fernen Monarchen dadurch ein Zeichen ihrer Huldigung zu bringen, dass sie dem neuentdeckten Lande den Namen Kaiser Franz Joseph-Land gab.¹⁴⁰

Die Mannschaft des Schiffes bestand, den damaligen Dimensionen des Reiches entsprechend, aus Menschen verschiedenster Länder innerhalb der Monarchie. Einzig der norwegische Eismeister stieß als „Ausländer“ zur Truppe. Weyrecht verfolgte hier seine ganz eigene Theorie zur Belastbarkeit der Menschen hinsichtlich ihrer Herkunft in einem Brief an Littrow:

Nun handelt es sich um die Mannschaft. Du kennst meine Ansicht, und ich hoffe mich nicht zu irren, unsere Küstenländler werden sich ganz dazu eignen; sie leben bei Bora und Schnee in ihren ungeheizten Zimmern und frieren nie; sie haben vielleicht wärmeres Blut. Neulich sagte mir O., dass in der unglücklichen Napoleonischen Campagne gegen Russland die wenigen italienischen Truppen, die sich daran beteiligten, am wenigsten von der Kälte gelitten haben.¹⁴¹

Trotz des gängigen Titels als „österreichisch- ungarische Polarexpedition“ ist Folgendes festzustellen:

Die Expedition war eigentlich kein staatliches Unternehmen im Sinne einer offiziellen k. u. k. Polarexpedition. Sie war der Erfolg einer privaten Initiative abenteuerfreudiger Idealisten und Mäzene. (...) Johann Graf Wilczek machte sich dabei nicht nur als spendenfreudigster Sponsor, sondern auch als wort- und tatkräftigster Fürsprecher in Adelskreisen besonders verdient.¹⁴²

Payer lobt Wilczek nach einem späteren Treffen zu Beginn der Expedition mit den folgenden schwärmerischen Worten:

140 Payer, Julius: Die Entdeckung von Kaiser Franz Joseph-Land 1870-1873. Edition Erdmann, Lenningen 2004, S. 117-118

141 Berger, Frank (Hrsg.): Carl Weyprecht (1838-1881). Seeheld, Polarforscher, Geophysiker. Wissenschaftlicher und privater Briefwechsel des österreichischen Marineoffiziers zur Begründung der internationalen Polarforschung. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2008, S. 347

142 Ebenda, S. 21

Wir waren uns dessen bewusst, wie berechtigt die Erwartungen eines Mannes waren, der nicht nur eine seltene Opferwilligkeit bewiesen hatte, unser Unternehmen zu ermöglichen, sondern der auch die Gefährdung seiner eigenen Person nicht gescheut hatte, es selbst noch im Falle einer Katastrophe nach Kräften zu sichern. Unser hochherziger Freund war in diesem Augenblick aber auch die Verkörperung unseres Vaterlandes, welches unser Vorhaben ermöglicht und durch vertrauensvolle Zuversicht geehrt hatte.¹⁴³

Wilczek zu Ehren wurde später dann auch eine Insel benannt.

Die Expedition wurde also aufgenommen und führte „entlang der norwegischen Küste bis nach Tromsø“¹⁴⁴, dann weiter Richtung Barentsee. Dort aber zeigte sich bald, dass die Natur nicht berechenbar war.

Überrascht von der südlichen Lage des Eises säumten wir nicht mit der tröstenden Annahme, dass wir es noch nicht mit dem geschlossenen Eismeere selbst zu tun hätten, sondern mit einem Schollenkomplex, der vielleicht durch die Matotschkin-Straße aus dem karischen Meere herausgetrieben war. Allein nur zu bald machte sich die Überzeugung geltend, dass wir uns in der Tat bereits innerhalb des zusammenhängenden Eismeeres befanden, und dass die Schifffahrtsverhältnisse des Jahres 1872 dem vorangegangenen auf das Unglücklichste widersprachen.¹⁴⁵

In weiterer Folge wurde das Schiff „am 70. Tag ihrer Reise auf 76°22' nördlicher Breite manövrierunfähig im Eis eingeschlossen“¹⁴⁶.

Was danach kam, war die Polarnacht. Diese setzte den Menschen an Bord aufs Äußerste zu, daneben herrschte stets die Angst, die Tegetthoff könnte von den heranrückenden Eismassen zerquetscht werden. Es war eine vor allem auch menschlich sehr belastende Situation, die die Männer auch dadurch im Griff zu behalten versuchen, dass sich etwa Weyprecht um regelmäßige Bibellesungen kümmert. Auch werden die Feste der Heimat gefeiert, um die Besatzung aufzumuntern.

Dennoch war die Rückkehr der Sonne nach dieser langen Dunkelheit im ewigen Eis der Anlass, der alles Leben an Bord wieder auferweckte.

Ein unbeschreiblich festliches Ereignis ist die Wiederkehr der Sonne für den

143 Payer, Julius: Die Entdeckung von Kaiser Franz Joseph-Land 1870-1873. Edition Erdmann, Lenningen 2004, S. 117-118

144 Höbenreich, Christoph: Expedition Franz Josef Land. In der Spur der Entdecker nach Norden. Frederking & Thaler, München 2007, S. 21

145 Payer, Julius: Die Entdeckung von Kaiser Franz Joseph-Land 1870-1873. Edition Erdmann, Lenningen 2004, S. 64

146 Höbenreich, Christoph: Expedition Franz Josef Land. In der Spur der Entdecker nach Norden. Frederking & Thaler, München 2007, S. 21

Polarfahrer. Wie mit dem Wunderglauben vergangener Tage erneut er in jenen furchtbaren Einöden den uranfänglichen Kultus des Gestirns.¹⁴⁷

Das Schiff konnte aber auch mit Fortdauer der Sonneneinstrahlung nicht aus dem Eis befreit werden. Trotz dieser ernüchternden Tatsache gab es für die Mannschaft, und besonders für den leidenschaftlichen Entdecker Payer bald erneut etwas zu feiern. Es kam Land in Sicht, das bisher völlig unbekannt gewesen war. Diesem gab man, noch ohne es betreten zu haben, den Namen „Kaiser Franz Josefs Land“. Erst zu Beginn der zweiten Polarnacht konnte ein Erkundungstrupp unter Payers Führung losgeschickt werden.

So groß war unsere Freude, das Land endlich erreicht zu haben, dass wir seinen Erscheinungen eine Aufmerksamkeit schenkten, die sie sonst nicht verdient hätten. In jeden Felsspalt sahen wir hinein, berührten jeden Block; über jede Form und Kontur, die tausendfach und überall jeder Riss bietet, waren wir entzückt; großmütig nannten wir die vereisten Hänge seiner Einschnitte Gletscher!¹⁴⁸

Dies möge vielleicht auch ein Zeichen dafür sein, wie zermürbend ein langer Winter mit vielen Menschen auf dem engen Raum eines Schiffes gewesen sein muss.

Payer histte auf dem neu entdeckten Gebiet dann auch die österreichisch-ungarische Handelsflagge, was bei den Russen, zu deren Hoheitsgebiet das Land – wie sich später herausstellte, gehörte, zu Verstimmungen führte.

Da die Tegetthoff noch immer nicht aus dem Eis zu lösen war, fassten Payer und Weyprecht den Plan, es „spätestens im Mai zu verlassen und die Expedition zu Fuß nach Süden zu retten.“¹⁴⁹

Doch zuvor war es noch an Julius Payer, mehr über das neu entdeckte Land zu erfahren. Mehrere Schlittenreisen sollten Erkenntnisse über dessen Beschaffenheit liefern.

Die Reisen werden im März beginnen, sechs bis sieben Wochen dauern, in der Zeit vom 10. bis 20. März ihren Anfang nehmen und die Richtungen derselben sich wenn möglich teilen: in eine Unternehmung längs der Küste des Landes nach Nord, in eine nach West und in eine nach dem Binnenlande; jedes Mal wird die Ersteigung eines dominierenden Berges den Abschluss bilden.¹⁵⁰

147 Payer, Julius: Die Entdeckung von Kaiser Franz Joseph-Land 1870-1873. Edition Erdmann, Lenningen 2004, S. 107-108

148 Ebenda, S. 126-127

149 Höbenreich, Christoph: Expedition Franz Josef Land. In der Spur der Entdecker nach Norden. Frederking & Thaler, München 2007, S. 27

150 Payer, Julius: Die Entdeckung von Kaiser Franz Joseph-Land 1870-1873. Edition Erdmann, Lenningen 2004, S. 138

Die Aneignung von Gebieten durch Benennung wurde bereits besprochen und findet hier in Payer einen fleißigen Anwender. Er nützt jede Gelegenheit, um alles, was in der Landschaft als irgendwie herausragend zu erkennen ist, mit einem heimatbezogenen Namen zu versehen. Letztendlich kehren er und seine Männer entkräftet auf das Schiff zurück, doch dort wartet in kurzer Zeit die nächste und letzte Herausforderung.

Am 20. Mai 1874 verließ die Mannschaft die noch immer unbeweglich festgefrorene *Tegetthoff*, von der nie mehr etwas gefunden wurde. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Männer ihre Heimat jemals wiedersehen würden, war äußerst gering. Zu Hause galt die Expedition bereits als verschollen.¹⁵¹

Krankheiten, Verletzungen, Hunger und nur unendlich langsames Vorankommen trieben die Qualen der Mannschaft auf die Spitze. Auch psychisch waren alle am Ende ihrer Kraft, Payer und Weyprecht geraten in dieser Situation ernsthaft aneinander.

Payer beginnt wieder mit seinen alten Eifersüchteleien. Er ist wieder derart mit Wut geladen, daß ich jeden Augenblick auf eine ernste Kollision gefasst bin. Wegen einer Kleinigkeit, es handelte sich um einen Sack Brot, von dem er behauptete, er habe ihn zu viel transportieren müssen, sagte er mir vor den Leuten Anzüglichkeiten, die ich nicht ungerügt hingehen lassen konnte. Ich erklärte ihm, er solle sich künftig mit solchen Ausdrücken in Acht nehmen, da ich ihn sonst öffentlich zurechtweisen werde. Hierauf bekam er einen seiner Wutanfälle, sagte, er erinnere sich wohl, daß ich ihm schon vor einem Jahr mit dem Revolver gedroht habe und versicherte mir, daß er mir hierin zuvorkommen werde (...).¹⁵²

Eine derartige Verwandlung eines Menschen in einer Extremsituation ist, wie zu Beginn dieser Arbeit gezeigt, ein psychologisch durchaus bekanntes Phänomen. Dennoch mag die besondere Brisanz der Personenkonstellation von Payer und Weyprecht schon ihre Grundlage in der Konkurrenz der beiden haben. Denn obwohl sie als Land- beziehungsweise Seekommandant getrennte Aufgabenbereiche hatten, schien es doch ab und an Unklarheiten darüber zu geben, wer im jeweiligen Moment die absolute Entscheidungsgewalt hatte. Oder, anders gesagt, es gefiel offenbar keinem der beiden so recht, den Befehlen des anderen Folge leisten zu müssen. Auch die zu Anfang dieses Kapitels besprochene unterschiedliche Zielsetzung bezüglich des Verlaufs der Expedition nahm ihre Rolle im Konflikt ein.

151 Höbenreich, Christoph: Expedition Franz Josef Land. In der Spur der Entdecker nach Norden. Frederking & Thaler, München 2007, S. 36

152 Berger, Frank (Hrsg.): Carl Weyprecht (1838-1881). Seeheld, Polarforscher, Geophysiker. Wissenschaftlicher und privater Briefwechsel des österreichischen Marineoffiziers zur Begründung der internationalen Polarforschung. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2008, S. 379-380

Im August endlich erreichte die Mannschaft, nach Wochen voller Entbehrungen, Enttäuschungen und immer wieder Hoffnungslosigkeit, endlich Nowaja Semlja. Doch das angestrebte Nahrungsmitteldepot blieb unauffindbar.

Die Lebensmittelvorräte neigten sich dem Ende zu. Durch einen glücklichen Zufall trafen die Österreicher dann am 24. August 1874 auf das russische Fangschiff *Nikolaj*, dessen Kapitän Voronin die erschöpfte Mannschaft rettete und freundlich an Bord aufnahm. Mit der Ankunft im norwegischen Vardø am 3. September 1874 nahm die Expedition schließlich nach 812 Tagen ein glückliches Ende.¹⁵³

In der Heimat wurden die Zurückkehrenden wie Helden gefeiert, einige geadelt und mit kaiserlichen Auszeichnungen geehrt. Weyprecht schlug seinen Adelstitel aus, er „scheute die Feierlichkeiten zu seinen Ehren“¹⁵⁴. Als Wissenschaftler stand ihm der Sinn nach Würdigung von Ergebnissen, nicht nach persönlichem Ruhm. Payer schien der Anerkennung seiner Mitbürger für seine Entdeckerrolle nicht abgeneigt zu sein.

Darüber, wie das Thema zu Ransmayr kam, weiß der Wiener Schriftsteller Rudi Palla zu erzählen. Er habe ihn 1980 kennengelernt und erzählt, dass er „für den ORF eine Fernsehdokumentation über die Payer-Weyprecht-Expedition von 1872/74 plane“¹⁵⁵. „Christoph Ransmayr zeigte sich schon damals sehr interessiert an dem Thema.“¹⁵⁶ Die Freundschaft der beiden vertiefte sich weiter, so auch die Gespräche über das Eis und die Finsternis des hohen Nordens.

Ich erzählte ihm über meine zwei Reisen in den Norden und über die Expedition von Payer und Weyprecht. Zunächst planten wir ein gemeinsames Buch, das im Verlag Christian Brandstätter unter dem Titel Ein arktisches Abenteuer erscheinen sollte.¹⁵⁷

Jedoch entwickelte sich Ransmayrs Arbeit an dem Projekt offenbar anders, als zunächst gedacht.

Nach einer gewissen Zeit fragte er mich, ob ich einverstanden sei, von diesem Projekt zurückzutreten, weil er es in romanhafter Form ausarbeiten wolle. Ich stimmte natürlich zu. Daraus entstand das Buch *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*,

153 Höbenreich, Christoph: Expedition Franz Josef Land. In der Spur der Entdecker nach Norden. Frederking & Thaler, München 2007, S. 39

154 Ebenda, S. 39

155 Palla, Rudi: Ein detailbewusster Geschichtenerzähler. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 41

156 Ebenda, S. 41

157 Ebenda, S. 41

das im August 1884 bei Brandstätter erschienen ist.¹⁵⁸

Der Schreibprozess sei für Ransmayr „mühsam“¹⁵⁹ gewesen, so Palla, das Buch „eine große Herausforderung“¹⁶⁰ - und dies nicht nur, weil der Autor damals an „Morbus Kitahara“ erkrankte, einer Form der Netzhautablösung.

Jedoch habe Ransmayr auf seinen Recherchen mehr zu Tage befördert als Palla damals für die Fernsehdokumentation:

Er fand im Kriegsarchiv das Rückzugstagebuch von Carl Weyprecht, was mir nicht gelungen ist. Das war ein riesiger Gewinn, denn dadurch erfuhr man erst von den Spannungen zwischen Payer und Weyprecht.¹⁶¹

Ransmayr war also bedacht darauf, die Geschichte von möglichst vielen Seiten zu beleuchten, um, wie Reinhold Messner im zuvor zitierten Interview sagte, „aus vielen Tatsachen eine Wahrheit zu stricken“¹⁶².

158 Palla, Rudi: Ein detailbewusster Geschichtenerzähler. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 41

159 Ebenda, S. 41

160 Ebenda, S. 41

161 Ebenda, S. 41

162 Langer, Renate und Manfred Mittermeyer: Reinhold Messner im Gespräch. Christophs große Kunst ist die Sprache. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 11

3.4. Ovids Erbe - Expedition als Verwandlung

Ransmayrs Roman „Die letzte Welt“ scheint unter den bisher angeführten Werken gewissermaßen „aus der Reihe zu tanzen“. Die Geschichten aus dem „fliegenden Berg“ oder den „Schrecken des Eises und der Finsternis“ wirken, als könnten sie tatsächlich so passiert sein – auch wenn sie pure Konstruktion sind. Sie orientieren sich stärker an der Realität unserer Welt.

„Die letzte Welt“ erzählt die Geschichte des Römers Cotta, der aus einem Rom, das eine seltsame Mischung aus Altertum und Moderne darstellt, aufbricht, um den in Ungnade gefallenen Dichter Ovid zu suchen. Dieser wurde offenbar in die Küstenstadt Tomi geschickt – quasi „ans Ende der Welt“. Cottas Reise beginnt eigentlich erst mit der Ankunft in Tomi, er erhält immer wieder Hinweise auf den Freund, den er Naso nennt, diese führen ihn ins Gebirge, doch immer wieder ins Nichts. Er erlebt die Verwandlung einiger Anwohner in Gestalten, die uns als Leser an ovidische Figuren erinnern. Dabei gibt es Unterschiede im Grad der Metamorphose – einige verändern ihre Gestalt tatsächlich, andere sind jedoch nur am Verhalten erkennbar.

Auch Cotta verwandelt sich – und das ist der Grund, warum ich dieses Kapitel „Expedition als Verwandlung“ genannt habe. Bereits in den vorangegangenen Abschnitten war häufig davon zu lesen, dass Menschen sich auf Expeditionen verändern, verwandeln. Aber auch davon, dass sie etwas suchen – und meistens etwas anderes finden. So ergeht es auch Cotta.

Ich möchte mich in diesem Kapitel in Auszügen mit den „Metamorphosen“ Ovids und deren Einflüssen auf Christoph Ransmayrs „Die letzte Welt“ befassen.

„Von zentraler Bedeutung ist die mehrschichtige Beziehung des Textes zu den *Metamorphosen* Ovids und zu dessen Biographie“¹⁶³, führt Herwig Gottwald in seinem Text über den „Mythos bei Christoph Ransmayr“ aus. Ebenso wie Ovids Werk weise auch „Die letzte Welt“ „Strukturelemente mehrerer Genres auf; wie jener ist er in 15 Kapitel gegliedert und erzähltechnisch verschachtelt aufgebaut“¹⁶⁴. „Ransmayr ist sichtlich bestrebt, dem antiken Text nicht nur auf der mythologischen, der stofflichen Ebene, sondern auch in dessen

163 Gottwald, Herwig: Der Mythos bei Christoph Ransmayr. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S.64

164 Ebenda, S. 64

Strukturformen nahezukommen.“¹⁶⁵

Ein Hauptthema des Romans „ist die prekäre Lage von Schriftstellern in totalitären Gesellschaften, die am Beispiel des ans Schwarze Meer verbannten Dichters Ovid dargestellt wird“¹⁶⁶. Dass diese Problematik zeitlos ist, beweisen die zahlreichen Fälle verfolgter oder mit dem Tode bedrohter Literaten. Ransmayr verfremdet in seiner Erzählung jedoch „die biographischen, kulturellen und literarischen Koordinaten der Biographie des römischen Dichters“¹⁶⁷.

Von den etwa 250 Verwandlungssagen, die Ovid in seinem großen Werk schildert, hat Ransmayr in „Die letzte Welt“ bloße 26. Diese werden auf unterschiedlichste Weise bearbeitet. Gottwalds kurze Zusammenfassung lautet wie folgt:

Auf der Suche nach dem verschwundenen Dichter Naso findet der Römer Cotta einerseits Fragmente von dessen letztem Buch, Inschriften auf Steinen, Stofffähnchen und gewebten Bildern, andererseits begegnet er (natürlich ohne Informationsvorsprung der Leser) Figuren aus den *Metamorphosen* und erfährt dadurch weitere Details aus Ovids Werk, bis er zuletzt selbst Teil des umfassenden und finalen Verwandlungsprozesses wird, der die Einwohner Tomis längst erfasst hat.¹⁶⁸

Um zu zeigen, wie Ransmayr die Vorgaben aus den *Metamorphosen* Ovids im Detail bearbeitet hat, möchte ich einige herausgreifen.

Da wäre etwa beim römischen Dichter „der Mythos vom Knaben Cyparissus, der nach der unbeabsichtigten Tötung seines geliebten zahmen Hirsches in eine Zypresse verwandelt wird“¹⁶⁹. Dies solle ihm helfen, „ewig trauern zu dürfen“. Bei Ransmayr wird dies „zur Geschichte eines fahrenden Liliputaners umgestaltet, der alljährlich Tomi besucht, um dort Filme vorzuführen und einen exotischen Hirsch tanzen zu lassen“¹⁷⁰. Dieser hat Sehnsucht nach „Schlankheit, nach Größe und Erhabenheit“¹⁷¹ und „erlebt seine Wunscherfüllung im Traum, wenn er in einen Baum verwandelt wird“¹⁷².

165 Gottwald, Herwig: Der Mythos bei Christoph Ransmayr. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S.64

166 Ebenda, S. 63

167 Ebenda, S. 63

168 Ebenda, S. 65

169 Ebenda, S. 65

170 Ebenda, S. 65

171 Ebenda, S. 65

172 Ebenda, S. 65

Der Kriegsgott Dis (Pluto) wird in Ransmayrs Roman durch den ehemaligen deutschen Soldaten Thies repräsentiert. Während Dis von Amor mit einem tatsächlichen Pfeil getroffen wird, wird Thies „während seiner finalen Desertion durch den Huftritt eines Pferdes so schwer verletzt“¹⁷³, dass seine Rippen wie Pfeile herausgezogen werden mussten. „Neben der verfremdeten Motivmontage ist die politische Aktualisierung und vertiefende Psychologisierung des Dis-Mythos charakteristisch“¹⁷⁴, so Herwig Gottwald.

Doch „nicht alle ovidischen Mythen werden auf diese Weise – durch Verlebendigung ihrer Hauptakteure in einer scheinbar post-mythischen Real-Welt – neu bearbeitet“¹⁷⁵.

Cottas Träume werden des Öfteren von derartigen Gestalten heimgesucht, es erscheint ihm beispielsweise „der hundertäugige Argus, der von Merkur getötet wird“¹⁷⁶. Auch der zuvor erwähnte Liliputaner mit seinem fahrenden Kino spielt bei der Verbreitung der Mythen eine große Rolle, wenn er etwa Filme zeigt von „Ceyx und Alcyone, von Hector, Hercules und Orpheus“¹⁷⁷. Sogar „in Form von Gemälden und surrealistisch anmutenden Teppichbildern“¹⁷⁸ werden sie dargestellt – oder, beinahe simpel: Sie werden erzählt. Und zwar erzählt von den Bewohnern Tomis, „selbst Figuren aus den ‚verschwundenen‘ Metamorphosen“¹⁷⁹. „Echo erzählt die Sintflutsage und die Geschichte des teumessischen Fuchses, Fama diejenigen von Tereus, Phineus und Thies.“¹⁸⁰ Während der Fastnacht tauchen dann noch „der Göttervater und der Lichtgott Apoll (...) in einem Narrenzug auf“¹⁸¹.

Man begegnet als Ovids Figuren und Geschichten auf vielen Ebenen des Romans, an vielen Stellen, selbst in den kleinsten Nebenerzählungen. Die Verwandlung ist allgegenwärtig, mit ihr jedoch auch der Kontrast zwischen vorher und nachher – der für Cotta auch der Kontrast zwischen Rom und Tomi ist. „Die Entmythisierung in der modernen Welt, die in Rom ihren deutlichsten Ausdruck findet, wird vom Helden des Romans als kulturelle Verarmung erlebt, als Verlust an Phantasie und Lebenskraft“¹⁸².

173 Gottwald, Herwig: Der Mythos bei Christoph Ransmayr. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 66

174 Ebenda, S. 66

175 Ebenda, S. 66

176 Ebenda, S. 66

177 Ebenda, S. 66

178 Ebenda, S. 66

179 Ebenda, S. 66

180 Ebenda, S. 66

181 Ebenda, S. 66

182 Ebenda, S. 67

Ransmayr gelingt es,

am Beispiel des Lernprozesses, dem Cotta unterliegt, dessen Übergang von einer ebenso aufgeklärten, rationalen und entmythisierten wie erstarrten, dekadenten und gefühlsarmen Welt der Zivilisation in eine ursprünglichere, wildere, vom Mythos und seinen Ausdrucksformen wie der Poesie noch beherrschte Kultur positiv darzustellen – eine deutliche Zivilisations- und Aufklärungskritik¹⁸³.

Alexander Honold findet weitere Verbindungen zwischen Ovids Metamorphosen und Ransmayrs romanhafter Umsetzung. In einer Art Garten am scheinbaren Exilort des Dichters entdeckt Cotta mithilfe Pythagoras' eine Reihe von beschriebenen Steinsäulen. „Die fünfzehn Steinsäulen entsprechen den fünfzehn Büchern von Ovids Hauptwerk.“¹⁸⁴ Allerdings sind diese von Schnecken bevölkert, die mit ihrem Schleim und ihren Körpern immer mehr die Botschaft des Dichters überdecken. „Ein starkes Bild, das Ransmayr für die Fremdheit gefunden hat, die sich Schicht um Schicht auf die Lettern Ovids gelegt hat.“¹⁸⁵

Honold stellt in seiner Analyse des Romans Parallelen zu Ransmayrs ersten Roman „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ her. Dieser sei „nur in der Doppelbewegung von Lesen und Reisen nachzuvollziehen.“¹⁸⁶ Ransmayr habe in „Die letzte Welt“ ein „ähnliches Erzählverfahren“ verwendet wie schon für die Polarexpedition:

Eine fiktionale Figur nähert sich in einer den literarischen Text erzeugenden Suchbewegung einem historischen Stoff. Realitätsüberschreitende Verfremdungen „nisten“ in einer authentischen Quelle, ein Amalgam entsteht, das die klaren Trennungen von Prätext und Recherche, von Lesen und Leben durcheinanderbringt. Die ins Unbegrenzte sich vorantastende Erkundungsreise verliert ihren vernünftigen Sinn, sie „sinkt“ gleichsam „ein“ in die Umstände und Erscheinungen jener Textwelt, der sie forschend hätte nachspüren wollen.¹⁸⁷

In der Tat ist diese Beschreibung sowohl für Mazzini und den Erzähler in den „Schrecken des Eises und der Finsternis“ zutreffend, aber auch für Cotta, der sich immer mehr einnehmen lässt von dieser merkwürdigen Welt Tomis, von den Gestalten zwischen Mythos und Realität, von seinen Träumen und den alten Geschichten, die ihm als die Ovids erscheinen.

183 Gottwald, Herwig: Der Mythos bei Christoph Ransmayr. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 67

184 Honold, Alexander: Verwandlung und Versteinerung. *Die letzte Welt* als Schauplatz einer Naturpoetik nach Ovid. n: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 73

185 Ebenda, S. 73

186 Ebenda, s. 73

187 Ebenda, S. 73

Honold beschäftigt sich zusammenfassend mit der Stoff- oder auch Motivauswahl Ransmayrs und stellt dabei Folgendes fest:

Bei Christoph Ransmayr nehmen unwirtliche oder sogar lebensfeindliche Regionen der Erde einen bedeutenden Raum ein. Mit seinem Ovid-Buch *Die letzte Welt* hat der Autor zu den Fluss- und Meeresgewalten der *Metamorphosen* die steinerne Gegenrede geliefert. Der Weg in die Kälte, ins Gestein, ins Gebirge hat durchaus Methode.¹⁸⁸

Dabei erscheine „das Steinerne in der Motivwelt Ransmayrs in vierfacher Form“¹⁸⁹. Erstens trete es als „Elementargegensatz zur Welt des fließenden Wassers und der Ozeane“¹⁹⁰ auf, zweitens als „Wechsel des Aggregatzustandes nach unten“¹⁹¹. Zum dritten gebe es das Steinerne „in Form einer transparenten Kristallisation, die sich ertötend um Organisches schließt“¹⁹² - und viertens, aus dem „Fliegenden Berg“ bekannt, „als wuchtige Auffaltung mächtiger Steinmassen in Form von Bergen und Gebirgszügen, die mit ihrer hoch aufragenden Starre eine magische Anziehungskraft ausüben auf alles, das beweglicher ist als sie selbst“¹⁹³.

Und hierbei erscheint Ransmayr bei Honold gewissermaßen als Nachfolger des großen römischen Dichters:

Der aus kosmischen Urzeiten fortwirkende Gegensatz der Elemente ist gleichsam ein Ovid-Erbe Ransmayrs, das – im Deutungsmodell der *Metamorphosen* – die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Geschichte zum Ausdruck bringt. Doch mehr und mehr rückt das Motiv der Versteinerung wieder auf die Seite der leblosen Natur, von der es genommen ist.¹⁹⁴

Im seinem Text nimmt Honold auch Bezug auf das Schicksal des Dichters im Roman und sieht „Aufstieg und Fall“¹⁹⁵ als „ein Grundmuster nicht nur der Verwandlungen, sondern des Erzählens überhaupt“¹⁹⁶.

188 Honold, Alexander: Verwandlung und Versteinerung. *Die letzte Welt* als Schauplatz einer Naturpoetik nach Ovid. n: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 74

189 Ebenda, S. 74

190 Ebenda, S. 74

191 Ebenda, S. 74

192 Ebenda, S. 74

193 Ebenda, S. 74

194 Ebenda, S. 74

195 Ebenda, S. 76

196 Ebenda, S. 76

Weiters gelte, was für Ransmayrs Arbeit sehr interessant ist, gerade in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Bewegung und Schreiben:

Fliegen, das ist der Inbegriff leichter Geschmeidigkeit; Versteinern deren unerbittlichste Negation. Kompromisse des Zusammenwirkens beider Elementarmächte: die Mühen des Schreibens oder des Bergsteigens.¹⁹⁷

Die im Winde wehenden Stoffbahnen, auf denen Cotta Überreste der Metamorphosen verzeichnet findet, seien unter diesem Aspekt als „ein Zusammenspiel von literarischer Fixierung und kreativer Freiheit“¹⁹⁸ zu sehen, „mit dem Ransmayr offenbar auch ein weiter wirkendes ästhetisches Modell gefunden hat“¹⁹⁹.

197 Honold, Alexander: Verwandlung und Versteinerung. *Die letzte Welt* als Schauplatz einer Naturpoetik nach Ovid. n: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 76

198 Ebenda, S. 76

199 Ebenda, S. 76

3.5. Auf der ganzen Welt – Reportagen und andere Verarbeitungen von Expeditionen

Christoph Ransmayr begann seine Tätigkeit als Schriftsteller mit Reportagen, wie bereits erwähnt wurde. Einige dieser Texte und auch noch weitere Kurzgeschichten handeln ebenfalls von Expeditionen.

Ihr Fiktionsgehalt ist dem Genre entsprechend gegenüber den Romanen deutlich herabgesetzt, sie erscheinen näher an der Realität, auch weniger poetisch verdichtet als beispielsweise ein „Fliegender Berg“. Ebenso ist selbstverständlich ihr Umfang geringer.

Die Charakterisierung von Figuren, Umgebung und Geschehen erfolgt jedoch ebenso bildreich, die Menschen und deren Geschichten sind im Brennpunkt von Ransmayrs Fokus.

Ein Beispiel hierfür ist die etwa dreißig Seiten umfassende Reportage „Auszug aus dem Hause Österreich. Unterwegs zur letzten Kaiserin Europas“. Inhalt dieses Textes ist eine von Wien aus startende Busreise, die das Exil der ehemaligen Kaiserin Zita in der Schweiz zum Ziel hat.

Die Reisegesellschaft besteht zu einem guten Teil aus Menschen, die zu Zeiten der Monarchie dem Adelsstand angehörten oder auf sonstige Weise mit dem Kaiserhof verbunden sind. Daneben finden sich aber auch eine ganze Reihe Leute aus dem „gemeinen Volk“.

Nicht nur die Unterschiede beziehungsweise Vorurteile zwischen diesen beiden Gruppen, wobei es auch noch Abstufungen im Rang gibt, werden thematisiert, sondern auch in Einschüben die Geschichte dieser besagten Kaiserin und der Monarchie erzählt.

Ein offenbar nichtadeliger Mann, von Ransmayr stets als „der Untertan“ bezeichnet, in dem man vielleicht sogar Ransmayr erkennen könnte, steht dabei quasi stellvertretend für viele Namenlose aus der Bevölkerung. Seine Probleme, sich in die adelige Gesellschaft einzugliedern, fangen schon bei der Auswahl der richtigen Kleidung an und hören bei den Umgangsformen nicht unbedingt auf. Einige bestehen auf alten Traditionen beziehungsweise zelebrieren diese. So etwa Prinz Willy von Thurn und Taxis, wenn er bei jedem Aufbruch die Reisegruppe mit den Worten „Schwadron aufsitzen!“²⁰⁰ in den Bus kommandiert.

Schließlich am Wohnsitz der Kaiserin angekommen, wird diese mit Geschenken überhäuft, eine Liste der Reisetilnehmer wird verlesen und jeder Einzelne tritt vor und erweist der alten Dame die Ehre. Viele sind zu Tränen gerührt, sie sehen wohl in dieser einen Person all das

200 Ransmayr, Christoph: Der Weg nach Surabaya. Reportagen und kleine Prosa. Fischer, Frankfurt/Main 2004, S. 99

Untergegangene der früheren Zeiten.

In einer gemeinsamen Messe wird die Kaiserzeit dann mit Gesängen noch einmal hochgehalten. Doch es wäre nicht ein Text Ransmayrs, wenn nicht, bei aller unterschwelligen Kritik und Ironie zwischendurch, am Ende noch eine Art Paukenschlag erfolgen würde, der ganz im Gegensatz steht zu Glanz und Gloria der vorangegangenen Feiern.

Ganz im Stillen spricht ein Historiker, auch Teil der Reisegesellschaft, deutlich an, wie stark das deutschnationale Gedankengut bereits in den letzten Zeiten der Monarchie war. Alle, die an der Fahrt teilnahmen, haben auf irgendeine Weise den Nationalsozialismus erlebt – und zelebrieren aber immer noch die Zeit, in der dieser seine Wurzeln hat.

Seinen Abschluss findet der Text mit den Zeilen, dass die Bestattung Kaiser Karls, des Ehemanns der Zita, in der Kapuzinergruft nun doch gestattet werde.

„Der Weg nach Surabaya“ heißt eine weitere Reportage Ransmayrs, vermutlich eine der bekannteren. Wie der Untertitel besagt, handelt es sich dabei um das „Protokoll einer Lastwagenfahrt“ im Osten der Insel Java. Dieser offene Lastwagen ist ein Transportmittel für alle, er hält überall, „wo einer mit erhobenem Arm am Wegrand“²⁰¹ steht. Ransmayr, als Ich-Erzähler erscheinend, schildert zunächst äußere Eindrücke, doch als er eine Tageszeitung aus der Tasche nimmt, gehört ihm plötzlich die Aufmerksamkeit der anderen Reisenden. Er wird aufgefordert, die Seiten herzuzeigen oder auch vorzulesen, was ihm trotz mangelnder Sprachkenntnisse offenbar recht zufriedenstellend gelingt.

Da die lateinisch geschriebene *Bahasa Indonésia* für einen deutschsprachigen Fremden nahezu phonetisch zu lesen ist, wurde dieser Vortrag nur dann schwierig, wenn eine Steigung den Fahrer zum Schalten zwang und jedes Wort im Diesellärm unterging.²⁰²

Was auf dem LKW passiert, ist ein plötzliches Verstehen unter Menschen, die nicht dieselbe Sprache sprechen, die sich mit Zeichen verständigen. Der eine, der vorliest, kennt die Sprache nicht oder kaum, bemerkt aber wohl anhand der Reaktionen den Sinn der Worte. Die anderen, die vielleicht nicht lesen können, freuen sich über Nachrichten aus der Welt, auch wenn sie einer darbringt, der sie nicht versteht - „gemeinsam hatten wir aus Zeichen und Lauten eine Sprache, aus einem Spiel eine Geschichte und aus der Straße eine Zeile gemacht“²⁰³.

201 Ransmayr, Christoph: Der Weg nach Surabaya. Reportagen und kleine Prosa. Fischer, Frankfurt/Main 2004, S. 221

202 Ebenda, S. 225

203 Ebenda, S. 226

Dieser Text ist auch titelgebend für einen gesamten Band an Kurztexten, dem neben der zu Anfang erwähnten Geschichte auch die folgende angehört, „Die Königin von Polen. Eine politische Wallfahrt“. Ransmayr schildert hier als Rahmenhandlung eine Autofahrt mit einem polnischen Geistlichen, davon ausgehend wird aber vor allem Politisches behandelt – die Situation Polens, die Bedrohung durch Russland, die Rolle Europas. „Aber was schert es Europa, daß sein Diagonalschnittpunkt in Polen liegt, wenn dort eine uniformierte Zentrifugalkraft Hunderttausende Unzufriedener aus dem Land schleudert?“²⁰⁴, schreibt der Autor mit einem gewissen Sarkasmus.

Die „Königin von Polen“, das ist laut dem polnischen Priester die sogenannte „Schwarze Madonna“ von Czenstochau. Ihr würden die Polen in diesen Zeiten „mehr als den Russenfreunden“²⁰⁵ vertrauen.

Sehr viele Pilger seien jährlich zu dieser Madonna unterwegs, um für ihr Land und sich selbst zu beten und bitten.

Zu Fuß. Acht Tage lang. 270 Kilometer. Von Warschau nach Czenstochau. An jedem 6. August eines Jahres bricht aus Warschau eine Prozession auf, die schließlich zu einer Länge von fünf oder sechs Kilometern anwächst. 40 000 bis 50 000 Menschen gehen unter nahezu ständigem Beten und Singen über das Land.²⁰⁶

Diese Wallfahrten gleichen in gewissem Sinne durchaus Expeditionen – die Teilnehmer legen den Weg mit einfachsten Mitteln, unter Einsatz ihrer ursprünglichsten Körperkräfte und mit großen Entbehrungen zurück; sie haben ein großes Ziel – die Madonna erreichen, um ihre Anliegen vorzubringen. Die Madonna habe schließlich schon mehrere Wunder vollbracht, nun solle sie Polen retten.

Bereits Ransmayrs erste Buchveröffentlichung „Strahlender Untergang“ beinhaltet in gewissem Sinne Züge einer Expedition, wenn auch in einer sehr reduzierten Form. Es ist „die literarische Versuchsanordnung einer Welt ohne Menschen“²⁰⁷. Ein Freiwilliger soll bei einem Experiment in einem vegetationslosen ummauerten Gelände so lange Sonne und Witterung ausgesetzt werden, bis er „im Fortschreiten der Entwässerung endgültig zu sich kommen“²⁰⁸

204 Ransmayr, Christoph: Der Weg nach Surabaya. Reportagen und kleine Prosa. Fischer, Frankfurt/Main 2004, S. 129

205 Ebenda, S. 127-128

206 Ebenda, S. 140

207 Fetz, Bernhard: Das lange Gedächtnis der Erzählung oder: Christoph Ransmayrs poetische Landnahmen. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S.32

208 Ebenda, S. 33

könne – letztendlich wohl im Tod.

All dies geschieht im Namen und mit Unterstützung der so genannten „neuen Wissenschaft“, „deren Vertreter für ein wissenschaftlich geplantes Verschwinden des für diese Zivilisation maßgeblich Verantwortlichen plädieren“²⁰⁹. Zu viel habe er in der Konstruktion dieser Zivilisation falsch gemacht, zu viel verwechselt, sich zu sehr zum Herrscher aufgeschwungen.

Der Untertitel des Romans weist auch darauf hin, worum es geht: „Ein Entwässerungsprojekt oder Die Entdeckung des Wesentlichen“. „Die neue Wissenschaft propagiert die Auslöschung der Menschheit durch Aussetzung Freiwilliger in der Wüste. Dies dient einem höheren Ziel: Selbsterkenntnis.“²¹⁰ „In vier Textteilen und -sorten“ behandelt Ransmayr das Verschwinden des Menschen auch aus „vierfacher Perspektive“.

Marc-Oliver Schuster hat sich mit Christoph Ransmayr in Bezug auf die Postmoderne auseinandergesetzt und schreibt: „Strahlender Untergang ist für Ransmayrs nachfolgende Erzählprosa programmatisch mit den Themen vom Untergang des Menschen, von Körperlichkeit, von Zivilisations-, Vernunft- und Aufklärungskritik.“²¹¹ Der Text ist oftmals nicht eindeutig lesbar. „Die Übertreibungen und Ironie-Signale erschweren eine verbindliche Bewertung des Projekts.“

Relevant für das Thema dieser Arbeit sind die Parallelen zu den bisher geschilderten Expeditionen im Werk Ransmayrs. Auch hier bricht ein Mensch unter extremen Bedingungen auf, um im Endeffekt sich selbst zu finden, um der Zivilisation und ihren Auswüchsen zu entkommen. Dass dies unter ständiger Beobachtung durch Wissenschaftler geschieht, ist allerdings neu gegenüber den Bergsteigern und Polarfahrern, die zumindest für die Dauer der Expedition doch zumeist auf sich allein gestellt sind.

In „Morbus Kitahara“, dem Nachkriegsroman Ransmayrs, brechen die Protagonisten Bering und Lily im Verlauf der Handlung ebenfalls zu einer Art Expedition auf. Diese soll sie aus dem in eine vormoderne Zeit zurückversetzten Dorf Moor ins ferne Brasilien führen. Einfachste Ausrüstung und Entbehrungen sind schon aus dem Leben vorgeschrieben, dem die beiden entstammen. Lily verzichtet im unwegsamen Gelände schon seit ihren Zeiten als

209 Fetz, Bernhard: Das lange Gedächtnis der Erzählung oder: Christoph Ransmayrs poetische Landnahmen. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 33

210 Schuster, Marc-Oliver: Christoph Ransmayr und die Postmoderne. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 126

211 Ebenda, S. 127

Händlerin lieber auf Autos und ist mit Maultieren und Pferden unterwegs.

Für Bering scheint diese Reise auch eine Flucht vor der Erinnerung an sein Geheimnis zu sein, er hat einen Mann erschossen, der ihn verfolgte. Doch unterwegs holt ihn die Vergangenheit ein, als die beiden angegriffen werden und er in einen regelrechten Tötungswahn verfällt. Auch in der Ferne lassen ihn die Personen und die Ereignisse der Vergangenheit nicht los.

Inhalt dieses Kapitels waren, rein den Umfang betreffend, kleinere Beispiele dafür, wie bedeutend das Motiv der Expedition und der Reise im Allgemeinen für das Werk Christoph Ransmayrs ist. Das macht sie aber für die literaturwissenschaftliche Betrachtung nicht weniger wichtig als die zuvor erwähnten Romane. Eben dieser literaturwissenschaftlichen Analyse möchte ich mich nun im folgenden Abschnitt widmen.

4. Die Expedition in ihrer literarischen Gestalt bei Christoph Ransmayr

4.1. Fliegende Berge, flatternde Sätze - „Der fliegende Berg“

Es war Nyema, die gesagt hat, daß mein Bruder mich im Windschatten meiner letzten Zuflucht wohl aus dem Tod ins Leben *zurück erzählte*, indem er mit seiner Litanei von Namen eine gemeinsame Erinnerung beschwor, so unauslöschlich, daß die die Vergangenheit in Gegenwart verwandeln und mich selbst aus einer Ferne zurückrufen konnte, in der ich schon verschwunden war.²¹²

Bereits in den ersten Seiten des Romans „Der fliegende Berg“ wird die bedeutende Rolle sichtbar, die das Erzählen hier einnimmt. „Ins Leben zurück erzählt“ wird Padraic, einer der irischen Brüder, um die sich die Geschichte dreht. Und zwar von niemand Geringerem als eben seinem Bruder Liam. So gegensätzlich diese beiden nämlich in ihrem alten Leben gewesen sind, so sehr finden sie doch in einigen Momenten der Expedition zusammen, wenn auch nicht in allen. Auch Reinhold Messner, den ich im Verlauf meiner Arbeit bereits zitiert habe, kennt die Besonderheit dessen, einen Bruder mit am Berg zu haben, einen Blutsverwandten, nicht bloß einen Kameraden.

Das Erzählen wird auch durch die Geschichten über den Vater der beiden hervorgehoben. Dieser, ein ausgedienter Kämpfer der IRA, patriotischer Ire mit Hang zum Militarismus, ließ die Kindheit und Jugend seiner Söhne zu einer mit schweren Erinnerungen gepflasterten Zeit werden.

Unserem Vater, dem Captain, war es allerdings nicht genug, wenn ihm seine Rekruten die Gipfelhöhen ihrer Einsatzgebiete kartengenau vorleiern konnten, zu ihren Pflichten gehörte ebenso die Kenntnis der gälischen, nein *irischen!* Namen. Ein Ire bediente sich schließlich allein aus strategischen Gründen der Sprache seiner englischen Feinde und bevorzugte, zumindest was die Ortsnamen der Heimat betraf, den Wortschatz seiner Ahnen.²¹³

Die Expedition in die Bergwelt des Himalaya, so fern von der Heimat die beiden auch sein mögen, ruft hier so manches wieder wach. Das Gehen, das Steigen und die vielen neuen Eindrücke wirken wie Katalysatoren, die einen Verarbeitungsprozess in Gang bringen. Und das Erzählen ist gewissermaßen der Chirurg, der eine vorhandene Narbe noch einmal öffnet, um sie danach ebenmäßiger zu versiegeln. Die Reise führt die Brüder durch die Vergangenheit zurück in eine neue Gegenwart, sie verändert sie.

212 Ransmayr, Christoph: Der fliegende Berg. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 18

213 Ebenda, S. 132

Der Lauf einer solchen Geschichte, sagte Nyema, führe Erzähler wie Zuhörer weit fort von allem Vertrauten, manchmal tief in die Nacht, am ende aber doch immer wieder dorthin zurück, wo alles anfang, *zurück* und immer weiter wie die Bahn eines Schweifsterns, der erscheint, verschwindet und nach Äonen aus der entgegengesetzten Richtung wiederkehrt, oder wie das Licht, das im Westen erlischt und im Osten wieder emporsteigt.²¹⁴

Doch warum brechen Liam und Padraic, die zwar auf Horse Island ein wenig geklettert sind, aber bei Weitem keine Profis, warum brechen diese Menschen zu einer Expedition auf in das Himalayagebirge, das gespickt ist mit den größten bergsteigerischen Herausforderungen? Mit Herausforderungen, an denen schon weit Bessere gescheitert sind?

Nun, ein erster Hinweis auf das Ziel, das Motiv, der beiden findet sich in der folgenden Textstelle. Padraic, der Ich-Erzähler, berichtet von seinem Leben, bevor ihn sein Bruder zurück nach Horse Island rief.

Mein Entschluß, ein Leben in Maschinenräumen und Wellentunnels von Frachtschiffen oder in kahlen, lauten Hafenhotels aufzugeben und wie ein Schiffbrüchiger auf Horse Island, einem Felsen im Atlantik, festen Boden zu suchen, rührte an eine Sehnsucht, die mich wohl mit vielen, über drei Kontinente verstreuten Auswanderern unserer Familie und auch mit meinem Bruder verband:
Eine Sehnsucht nach etwas, das er in einem seiner Briefe als *unverrückbaren Ort* unter einem *unverrückbaren Himmel* beschwor.²¹⁵

Ich würde diesen „unverrückbaren Ort unter einem unverrückbaren Himmel“ wohl als „Heimat“ sehen, als Wurzeln, die den Brüdern fehlen. Es mag sein, dass dieses Gefühl schon in ihrer Nationalität begründet ist, im nie wirklich zur Ruhe kommenden Irland mit seiner Zwiegespaltenheit und den Kämpfen. Hoch wahrscheinlich ist auch, dass der Vater mit seiner Betonung des „englischen Feindes“ die Zerrissenheit noch förderte. Denn mit Sicherheit wird vom Feind beherrschte Heimat zwar Heimat bleiben, aber doch keine Geborgenheit auslösen. Sie ist eben nicht „unverrückbar“, sie kann sich jederzeit verändern, ist nicht ruhig und konstant. Ebenso wie der Vater selbst, der zwar viel fordert, jedoch nicht Halt und Rückzugsort für seine Söhne sein kann.

Es scheint jedoch merkwürdig, dass die Sehnsucht nach einem „unverrückbaren Ort“ die Menschen ausgerechnet zu einem Berg treibt, von dem es heißt, er würde fliegen. Padraic findet außerdem gerade in dieser unwirtlichen Umgebung mit der Nomadin Nyema die Liebe, die ihm bislang verwehrt blieb. Nyema ist es auch, die ihm die Geschichte des fliegenden

214 Ransmayr, Christoph: Der fliegende Berg. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 150

215 Ebenda, S. 27-28

Berges erzählt.

Phur-Ri, sagte Nyema, *a mountain that flies*, dieser Berg, der strahlendste und größte von allen, sollte jeden, der aufrecht gehen und sprechen konnte, daran erinnern, daß nichts, nichts!, und sei es noch so mächtig, so schwer, eisgepanzert, unbetretbar, unbesiegbar, für immer bleiben durfte, sondern daß alles davonmußte, verfliegen!, irgendwann auf und davon, daß dann aber auch das Verschwundene nicht für immer verschwunden blieb, sondern nach dem Stillstand und Neubeginn selbst der allerfernsten Zeit und, wenn auch verwandelt (...) wiederkehrte (...) ²¹⁶.

Liam und Pad folgen bis dahin auf ihrem Weg den Spuren der Eroberer alter Zeiten, was ich nicht unbedingt im geografischen Sinne meine, vielmehr jedoch in Bezug auf ihr Verhalten. Der fliegende Berg, dessen Namen sie bei ihrem Aufbruch noch nicht kennen, ist ein Phantom. Es existiert eine einzige Fotografie, auf der er schemenhaft hinter anderen Bergen zu erkennen ist und so den Anschein erweckt, noch größer zu sein als diese, noch größer vielleicht sogar als der Everest.

Das von der Tragfläche eines Flugzeugs überschattete, ja überdachte Bild zeigte eine von Hängegletschern, Verschneidungen und Lawinenstrichen zerrissene Wandflucht – die südlichen Abstürze eines Berges, dessen Höhe ein chinesischer Bomberpilot auf neuntausend Meter geschätzt hatte, ein Berg höher als der Mount Everest! ²¹⁷

Niemand hat ihn je vermessen, oder überhaupt betreten, er ist quasi einer dieser „weißen Flecken“ auf der Landkarte, denen die Entdecker früher nachjagten und derer es heutzutage nicht mehr sehr viele gibt. Pad und Liam könnten mit ihrer Erstbesteigung dieses Berges Geschichte schreiben, vielleicht sogar eine der „großen Taten“ erbringen, die ihr Vater einst von ihnen erwartete. So steckt hinter dem Aufbruch zu dieser Expedition letztendlich der Wunsch nach Verarbeitung der Vergangenheit.

Auch das Benennen von Örtlichkeiten, wie eben früher von ganzen Ländern, ist für die beiden von großer Bedeutung. Bereits in Irland beginnen sie damit, bei ihren Vorbereitungen an den Klippen von Horse Island.

Wie schon die Polarforscher in die Schrecken des Eises und der Finsternis kennen auch die Brüder Pad und Liam die Faszination des Namen-Gebens: sie benennen ihre Kletter-Routen nach Fischen; die einzige, die keinen Fischnamen trägt, eine der

216 Ransmayr, Christoph: Der fliegende Berg. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 155-156

217 Ebenda, S. 39

schwierigsten, nennen sie hingegen bereits „Passage to Kham“.²¹⁸

Für Padraic und Nyema geht diese Faszination noch weiter und gehört zu einer wichtigen Phase ihres Kennenlernens, eines Kennenlernens über die Sprache – obwohl diese keine gemeinsame ist, ähnlich wie in Ransmayrs Reportage „Der Weg nach Surabaya“. Die beiden wurden in dieser Zeit zum Liebespaar und

(...) taufte Wolke für Wolke, ohne zu wissen, ob, was wir uns zuflüsterten, der Name für ein und dasselbe Tier in zwei verschiedenen Sprachen oder zwei Namen für zwei Tiere zweier verschiedener Welten waren²¹⁹.

Im ersten Abschnitt dieser Arbeit wurden Wissenschaftler zitiert, die das Ausbrechen der Bergleidenschaft mit der Pubertät in Verbindung brachten. Ebenso schien die Fähigkeit zu „Flow“ mit den Erfahrungen zusammen zu hängen, die die Protagonisten in ihrer Kindheit gemacht hatten. Nun habe ich bereits erwähnt, wie die Brüder in Ransmayrs Roman von ihrem Vater durch ihre Jugend hindurch gedrillt wurden.

Es gibt nun tatsächlich nicht ausgesprochen viele Stellen, die in Hinsicht auf „Flow“ eindeutig wären, wenn auch der gesamte Text durch die Form des Flattersatzes einen „fließenden“ Charakter erhält. In der folgenden Passage zeigt Liam erste Anzeichen davon, ihr voraus geht seine Vermutung, dass sein Bruder testen wolle, wie lang er hinter ihm herlaufen würde, ohne ihn zu bitten, doch zu warten.

Wenn das tatsächlich seine Absicht war (er leugnete sie später), dann bewirkte sie bei mir bloß das Gegenteil – jenes seltsame Triumphgefühl, dem nur jemand verfallen kann, der sich aus eigener Kraft in den Wolken bewegt, der kein Seil dazu braucht, keine Sicherung, keine Hilfe, keine Ermunterung und keinen anderen Trost als die eigene Kraft.

Mein Atem rasselte, aber er reichte, meine Schritte waren langsam, aber unbeirrbar und konnten mich noch höher (wie ich dachte), viel höher führen.²²⁰

Die Betonung der eigenen Kraft, der Bewältigung von Schwierigkeiten allein durch die eigenen Fähigkeiten, das sind sozusagen „klassische“ Anzeichen eines Flow-Gefühls. Es ist allerdings in dieser Textstelle auch zu erkennen, dass Pad diese Anstrengung bei Weitem nicht

218 Mittermayer, Manfred: Daß, was ist, nicht bleiben kann. Zu Christoph Ransmayrs Roman Der fliegende Berg. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 107

219 Ransmayr, Christoph: Der fliegende Berg. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 193

220 Ebenda, S. 167

so locker auf sich nimmt wie sein Bruder, dass es auch hier, vielleicht eine neue Parallele zu den Messner-Brüdern, ungleiche Verhältnisse im Können gab.

Brüdergeschichten hätten ihn schon seit langem interessiert: Brüder, die aufbrechen, von denen dann vielleicht nur einer zurückkehrt – das gehöre zu den archaischen Dramen der Expeditionsliteratur.²²¹

So führt Manfred Mittermayer das Publikum einer Lesung in die Thematik ein, die den Roman umgibt. Wie bereits im vorangegangenen Abschnitt besprochen, wird von der Öffentlichkeit immer wieder die Nähe der Brüdergeschichte im „fliegenden Berg“ zu der der Gebrüder Messner betont und der Roman als direkte Verarbeitung dieser gesehen. Ransmayr spricht sich klar gegen diese Lesart aus. „Hinter allen Brüdergeschichten erscheine für ihn eine wesentlich ältere Geschichte, nämlich die von Kain und Abel; sie habe ihn wie keine andere beschäftigt.“²²²

Damit verbunden sei auch die Frage der Verantwortung für Verwandte oder Freunde. Und, wie auch Reinhold Messner schon sagte, es sei eben bei einer Expedition dieser Art nicht mehr egal, wer einen begleite. Durch den Bruder werde man auch von einem Stück eigener Geschichte begleitet.

Der fliegende Berg ist nicht nur die Geschichte einer Annäherung an den fernen Berg und die Extremsituation, der sich die Bergsteiger dort aussetzen. Das Buch handelt auch von der Annäherung des einen an den anderen Bruder, der sich für ihn aus der Retrospektive als ein bisher Unbekannter herausstellt.²²³

In der Extremsituation wird dann deutlich, wie wichtig trotz aller Einsamkeit und trotz des Einzelkampfes Mann gegen Berg der Bruder als Partner eigentlich ist.

Immer ist noch jemand *da*, der zumindest von uns weiß, der uns nicht losläßt oder von dem wir nicht lassen können, jemand, der durch unsere Erinnerungen, Ängste und Hoffnungen geht, uns in den Armen hält, wärmt, füttert oder uns keuchend, singend auf einem Schlitten aus Ästen und Fellen durch ein Geröllfeld schleift.²²⁴

Der Weg zum Berg ist also für die beiden der Weg, der sie durch die Erinnerung an die Vergangenheit dazu befähigt, eine neue Beziehung zueinander aufzubauen. Wie ein Geschenk

221 Mittermayer, Manfred: Daß, was ist, nicht bleiben kann. Zu Christoph Ransmayrs Roman *Der fliegende Berg*. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): *Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr*. StifterHaus, Linz 2009, S. 105

222 Ebenda, S. 105

223 Ebenda, S. 105

224 Ransmayr, Christoph: *Der fliegende Berg*. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 22

ist letzten Endes der Gang zum Gipfel, auf den Pad eigentlich verzichten wollte, ein Geschenk an Liam. Doch auf dem Rückweg verunglückt dieser tödlich, nachdem er Pad noch das Leben gerettet hatte.

Mittermayer fasst zusammen, Ransmayer habe

mit seinem *Fliegenden Berg* eine vielschichtige Geschichte vom Gehen geschrieben, so könnte man sagen – eine Geschichte vom Weggehen, vom Unterwegssein, aber auch vom Ankommen. Abgesehen von der Expedition nach Osttibet handelt es sich für die beiden Brüder auch um ein Weggehen von ihrer eigenen Familiengeschichte²²⁵.

Das Gehen ist in der Tat eines der großen Themen Ransmayrs, der Zusammenhang zwischen Reisen, Gehen und Schreiben wurde ja bereits diskutiert. In seinem Werk „Geständnisse eines Touristen“ hebt Ransmayr die Besonderheit des Weges in die Höhe hervor:

Meine Liebe zu den Bergen? Liebe würde ich das nicht nennen. Aber der Weg in die Vertikale hat etwas Besänftigendes, Tröstliches insofern, als ich dort irgendwann unweigerlich jenen Punkt erreiche, an dem es aus dem ganz einfachen Grund nicht mehr weitergeht, weil der nächste Schritt einer ins Leere wäre.²²⁶

Vom Erreichen des Gipfels an gibt es nur noch den Weg zurück, wobei „zurück“ hier in einem Doppelsinn gesehen werden muss. Denn „zurück“ muss der Reisende sowohl in einem geografischen Sinne, als auch dahingehend, dass er in irgendeiner Form zumeist sein vertrautes Leben wieder aufnehmen muss. Und dabei zeigt sich, was wohl auch für Padraic und Liam im „Fliegenden Berg“ gilt:

Wer dem Gipfel oder einem anderen ersehnten Ziel den Rücken kehrt, entweder weil die Erschöpfung ihn dazu zwingt oder weil er dort oben erreicht hat, was er wollte, der muß feststellen, daß er tatsächlich ans Ende gelangt ist, unter Umständen ans Ende seiner Lebensmittel und ans Ende seiner Kraft – und plötzlich erscheint ihm nichts weiter entfernt, nichts unerreichbarer als der Ausgangspunkt, der Ort des Aufbruchs, das Vertrauteste, Allernächste. Soviel ich weiß, enden viele Abstiege tödlich, weil die Aufsteiger vergessen, daß der Weg zurück ins Vertraute manchmal größere Leidensfähigkeit und die Aufbietung größerer Kräfte verlangt als die Route hinauf in den Traum.²²⁷

225 Mittermayer, Manfred: Daß, was ist, nicht bleiben kann. Zu Christoph Ransmayrs Roman *Der fliegende Berg*. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): *Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr*. StifterHaus, Linz 2009, S.106

226 Ransmayr, Christoph: *Geständnisse eines Touristen*. Ein Verhör. Fischer, Frankfurt/Main 2004, S. 132

227 Ebenda, S. 133-134

4.3. Von Erstarren und Fluss - „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“

Wenn ich zu Ende des vorangegangenen Kapitels über den „Fliegenden Berg“ geschrieben habe, dass es in diesem Roman einen starken Zusammenhang zwischen der sprachlichen Form und dem Inhalt gibt, so gilt dies auch in ganz besonderem Maße für „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“. Doch dazu komme ich ausführlich ein wenig später.

Christoph Ransmayrs erster Roman erregte besonderes Aufsehen durch seine Verbindung von Realität und Fiktion. Auf mehreren Ebenen montiert der Autor die Schicksale seiner Protagonisten. Die „Grundebene“, wenn man sie so nennen will, bilden dabei die Aufzeichnungen von Julius Payer und Carl Weyprecht, den Kommandanten der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition. Dies ist die „reale“ Ebene, jedoch nicht zwangsläufig eine objektive, da sich die Darstellungen der beiden mitunter widersprechen – wie bereits dargestellt wurde.

Ransmayr erdenkt nun einen Nachfahren eines der Besatzungsmitglieder dieser Expedition, den jungen Josef Mazzini, der sich ohnehin gerne beweisen und seinen Weg im Leben finden würde und dabei – wie der Autor selbst – auf die Aufzeichnungen über ebendiese gefährliche Reise seines Verwandten stößt. Auf den Spuren der Pioniere beginnt er selbst, Tagebuch zu führen – dieses fällt letztendlich „Ebene drei“ in die Hände, einem Ich-Erzähler, der sozusagen „auf dem Papierweg“ eine literarische Reise durch Mazzinis Notizen beginnt und sich aber zum Schluss ebenso darin verliert wie Mazzini in seiner Eiswüste.

Da ich mich bereits ausführlich mit der Payer-Weyprechtschen Expedition und deren Aufzeichnungen befasst habe, möchte ich mich in diesem Kapitel auf die beiden weiteren Ebenen beziehungsweise die Relationen zwischen den drei Ebenen konzentrieren.

Im ersten Satz des Romans findet sich eine bemerkenswerte Parallele in Mazzinis Verhalten zu dem, was Ransmayr von sich selbst auch geschrieben hat:

Josef Mazzini reiste oft allein und viel zu Fuß. Im Gehen wurde ihm die Welt nicht kleiner, sondern immer größer, so groß, daß er schließlich in ihr verschwand.²²⁸

Ransmayr als Fußgänger, das Erleben der Welt mit den ursprünglichsten Mitteln, das alles

²²⁸ Ransmayr, Christoph: Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Fischer, Frankfurt/Main 2008, S. 11

habe ich bereits als wesentliche Elemente des Werkes dieses Autors genannt. Interessant ist, dass er hier Mazzini ähnliche Eigenschaften gibt, wenn auch diese einen tragischen Unterton erhalten, dadurch, dass Mazzini offenbar sein Ziel nie erreicht, die Welt immer größer wird und er letztlich „verschwindet“.

Die Erzählungen der Mutter in früher Kindheit prägen Mazzinis Bild von Helden, besonders italienischen Helden, und besonders Helden, die in der Arktis überlebt haben. Also einmal mehr sind es mündlich tradierte Geschichten – wie schon im „Fliegenden Berg“ als die Sagen der Einheimischen oder die Gerüchte von eben diesem Berg, der höher sein soll als der Everest; wieder sind sie es, die Sehnsucht in Menschen wecken, Sehnsucht nach der Ferne, nach Abenteuer, nach Ruhm.

Ich nehme an, daß Mazzini damals begonnen hat (war er zwölf, war er jünger?), seine ersten ungefähren Vorstellungen von der Arktis zum Bild einer kalten gleißenden Welt der Ungeheuerlichkeiten zusammenzufügen; einer Welt, in deren beängstigender Leere einfach alles möglich war und von der man im Tapeziererhaus nur heimlich und ein bisschen altmodisch zu träumen wagte. Es war kein schönes Bild. Aber es war so mächtig, daß Mazzini es aus seiner Kindheit in die Jahre hinein mitnahm.²²⁹

Es ist wohl wahrscheinlich, dass den jungen Josef in seinen beengten Verhältnissen und mit seiner erzählerisch begabten Mutter vor allem die Möglichkeiten faszinierten. Die Idee davon, dass vielleicht in dieser unendlichen Weite der Arktis auch noch irgendwo ein Platz sein könnte für ihn, der ihn im „normalen“ Leben so sehr nicht finden wollte und der doch auch so gerne ein Held gewesen wäre. Bedenklich erscheinen mag allerdings, dass er seinen Weg ausgerechnet in den Fußstapfen anderer zu suchen beginnt.

So trieb Mazzini die Gestalten seiner Phantasie immer weiter in den Norden hinauf, dorthin schließlich, wo nicht einmal mehr Eskimos lebten – ins Packeis der Hocharktis. Der Erfinder schien damit den Anschluß an die eisstarrenden Bilder seiner Kindheit gefunden zu haben; erst später sollte sich zeigen, daß es auch ein Anschluß ans Ende war. Denn das Vorspiel zu Mazzinis Verschwinden begann, als er unter den antiquarischen Beständen der Buchhandlung Koreth die mehr als hundert Jahre alte Beschreibung einer Eismeerfahrt entdeckte, die so dramatisch, so bizarr und am Ende so unwahrscheinlich war wie sonst nur eine Phantasie: Es war der Bericht Julius Ritter von Payers über die *k.u.k. Österreichisch-ungarische Nordpolexpedition*, erschienen in Wien 1876 beim Hof- und Universitätsbuchhändler Alfred Hölder.²³⁰

Mazzini, mittlerweile auch Schriftsteller von Abenteuergeschichten der wagemutigsten Art, ist

229 Ransmayr, Christoph: Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Fischer, Frankfurt/Main 2008, S. 18

230 Ebenda, S. 22-23

fasziniert von diesem Bericht, der so viel Ähnlichkeit mit seinen Phantasien hat. Durch Recherchen in den Archiven findet er immer mehr heraus, bis ihm die literarische Nachempfindung der Reise nicht mehr reicht. Damit liegt er in der Tradition vieler solcher Expeditionen, die ihren Anstoß in Berichten von fernen Ländern und dort zu erlebenden Heldentaten nehmen. Dass allerdings das Abenteuer im 19. und das Abenteuer im 20. Jahrhundert durchaus große Unterschiede bergen, das kontrastiert Ransmayr mit der Gegenüberstellung der Aufzeichnungen Payers und der anderen österreichisch-ungarischen Teilnehmer und der Tagebücher Mazzinis.

Warten. Tage. Wochen. Warten. Monate. Jahre. Bis in die Verzweiflung hinein warten. Die Eisfalle wird sich nicht mehr öffnen. Nie mehr. Am vierzigsten Tag nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Tromsø drängt das erstarrte Meer von allen Seiten an die *Tegetthoff* heran. Nirgendwo offenes Wasser. Die *Tegetthoff* ist kein Schiff mehr, eine Hütte, eingekeilt zwischen Schollen, eine Zuflucht, ein Gefängnis.²³¹

Dagegen bestehen Mazzinis erste Reiseabschnitte aus Flügen. Das europäische Festland verlässt er mit einem Flugzeug nach Longyearbyen, zusammen mit einigen Arbeitern und Ingenieuren, die in den dortigen Kohlemienen tätig sind. Die Industrie ist eben im Vergleich zu Payer-Weyprechtschen Zeiten schon um einiges angewachsen.

Dann aber meint er, nun könne das Abenteuer beginnen. Gegen einigen Widerstand erhält er einen Platz auf einem Forschungsschiff, das ihn der Route der Expedition nachtragen soll. Jedoch – schon das äußere Erscheinungsbild der „Cradle“ verspricht ein gänzlich anderes Erlebnis.

Die *Cradle* liegt seit gestern abend am Pier: eintausendreihundert Bruttoregistertonnen groß, sechzig Meter lang, ein meerblauer Rumpf und haushoch die weißen Aufbauten; gemessen an den Eisbrechern, die während des Sommers die zweitausendachthundert Kilometer lange *Northern Sea Route* zwischen Murmansk und der Beringstraße, die alte Nordostpassage, befahren, ein kleines Schiff. Aber wie zierlich und zerbrechlich hätte sich wohl die *Tegetthoff* gegen diesen Trawler ausgenommen, von dem Fyrand gesagt hatte, er sei bloß von mittlerer Eistauglichkeit, gut genug für eine sommerliche Routinefahrt, aber nichts für schweres Eis ...²³²

Die zu Payers und Weyprechts Zeiten so hart umkämpfte Nordostpassage ist als nun schon längst international benannt und bekannt, wird quasi wie eine Route von Linienschiffen behandelt und stellt längst keine Herausforderung dar. Dass das Schiff so viel widerstandsfähiger ist als die alte „Tegetthoff“, ist wohl der erste Dämpfer für die Pläne

231 Ransmayr, Christoph: Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Fischer, Frankfurt/Main 2008, S. 86

232 Ebenda, S. 124-125

Mazzinis, die Abenteuer seines Vorfahren, eines Matrosen der „Tegetthoff“, so originalgetreu wie möglich nachzuerleben. Die nächste große Katastrophe ist dann, als es auf der Fahrt plötzlich heißt, das Eis sei unpassierbar – man werde umkehren, Mazzini „sein“ Franz-Josef-Land nicht zu Gesicht bekommen.

Wieder zeigt sich ein Unterschied zwischen den Zeiten, der dem Streben der Menschheit nach immer größeren Leistungen entspricht.

Am 3. September läuft die *Cradle* in den Adventfjord ein. Es ist früher Morgen. Jetzt gehört Josef Mazzini zu denen, die Spitzbergen umfahren haben. Elling Carlsen, den Eismeister und Harpunier, hatte man für eine solche Fahrt noch mit dem Olafsorden geehrt.²³³

Doch Mazzini steht nach dieser Rückkehr vor den Bruchstücken seines Traumes, seines Ziels. Oder hat er eben jenes Ziel anderswo gefunden, als er geahnt hatte? Ransmayrs Ich-Erzähler stellt diesbezügliche Vermutungen an.

Der große Nagel – das noch an Bord mit Abschriften vollgekritzelte Heft sollte das letzte seiner Aufzeichnungen bleiben; auf die Zitate folgten nur einige rechnerische Notizen – eine Aufstellung von Unterkunft und Verpflegung im Gästehaus der Kohlengesellschaft – Zahlenkolonnen, und dann leere Seiten. Ich sage: Wer seinen Ort gefunden hat, der führt keine Reisetagebücher mehr.²³⁴

Mazzini lässt sich im Hundeschlittenfahren unterrichten. Und er ist schließlich auch mit dem Schlittengespann unterwegs, als er in der weißen Weite Spitzbergens verschwindet.

Der Ich-Erzähler, ein entfernter Bekannter Mazzinis, übernimmt nach der Nachricht von dessen Verschwinden die „Nachforschungen“ - allerdings nicht vor Ort, sondern sozusagen auf dem Papierweg. Dabei geht er aber nicht rein als Leser vor, nicht rein als Beobachter, sondern macht sich die Geschichte in gewisser Weise zu seiner eigenen.

Gewiß, es ist nicht Josef Mazzinis Handschrift, die auf dem Umschlagschild den Titel dieser heillosen Sammlung von Zitaten festhält: *Der Große Nagel* – so haben grönländische Eskimos den Nordpol genannt. Es ist nicht Josef Mazzinis Handschrift. Das habe ich geschrieben. Ich. Ich habe auch die anderen Hefte Mazzinis mit Namen versehen. *Campi d'erserti. Terra nuova.* Ich bin mit den Aufzeichnungen verfahren, wie jeder Entdecker mit seinem Land, mit namenlosen Buchten, Kaps und Sunden verfährt – ich habe sie getauft. Nichts soll ohne Namen sein.²³⁵

233 Ransmayr, Christoph: Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Fischer, Frankfurt/Main 2008, S. 185

234 Ebenda, S. 239

235 Ebenda, S. 186

Hier findet sich der Benennungswahn wieder, den man von den Entdeckern früherer Jahrhunderte und auch von der österreichisch-ungarischen Expedition kennt. Und so bezeichnet sich der Ich-Erzähler ja an dieser Stelle auch selbst: ein Entdecker ist er. Die Namensverteilung Payers und Weyprechts verfolgte allerdings gewiss auch eine andere Motivation. Um die Monarchie war es zu dieser Zeit schon nicht mehr allzu gut bestellt – die Betitelung von Bergen, Sunden und Ländern mit Namen der Heimat bot also auch eine Möglichkeit, Glanz und Gloria noch ein wenig zu konservieren, wenn auch in weiter Ferne.

Der Ich-Erzähler verfolgt als Mazzinis Weg auf seiner literarischen Reise so weit, bis es beinahe sein eigener wird. Es bleibt wenig verwunderlich, dass er letztendlich nichts über das Schicksal des Mannes erfährt, da dieser darüber eben keine Aufzeichnungen geführt hat, was in den letzten Stunden passierte. Zudem ist der Ich-Erzähler bereits derartig in der Geschichte gefangen, dass ihm der objektive Blick weitgehend versperrt bleibt. So muss er es am Ende dann auch bei Mutmassungen belassen, die ihn nach der Lektüre und der eingehenden Beschäftigung mit Seekarten und allen möglichen Unterlagen genauso schlaue zurücklassen wie davor. In der folgenden Textstelle ist auch sehr gut zu erkennen, wie sehr er sich schon als Teil, als „Möbelstück“ der Geschichte versteht.

Ich werde nichts beenden und nichts werde ich aus der Welt schaffen: Habe ich mich vor einem solchen Ausgang meiner Nachforschungen gefürchtet? Allmählich beginne ich mich einzurichten in der Fülle und Banalität meines Materials, deute mir die Fakten über das Verschwinden Josef Mazzinis, meine Fakten über das Eis, immer anders und neu und rücke mich in den Versionen zurecht wie ein Möbelstück.²³⁶

Gabriele Lotz schreibt zum Thema der Historizität und Fiktionalität des Romans Folgendes:

Der historische Kern von Ransmayrs Roman ist die Weyprecht-Payer-Expedition von 1872-74, ein österreichisch-ungarisches Unternehmen, geleitet von dem Deutschen Carl Weyprecht und dem Österreicher Julius Payer. Diese wissenschaftlich ausgerichtete, aber auch politisch konnotierte Entdeckungsfahrt bildet in einer Kompilation von historischer Schrift und Bilddokumenten, die nach den literarischen Prinzipien von Selektion und Raffung ausgewählt und eingebaut werden, den einen Handlungsstrang, dessen narrative Struktur durch die Montage von Originalzitate und fiktionalen Passagen bestimmt ist.²³⁷

236 Ransmayr, Christoph: Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Fischer, Frankfurt/Main 2008, S. 274

237 Lotz, Gabriele: Historische Reiseromane: Erzählprosa von Christoph Ransmayr und Ilja Trojanow. In: Parry, Christoph und Liisa Voßschmidt (Hrsg.): „Kennst du das Land ...?“. Fernweh in der Literatur. Iudicium, München 2009, S. 76

Daneben erwähnt Lotz Mazzinis Aufzeichnungen als zweiten Handlungsstrang, wie bereits von mir festgestellt, sowie den Ich-Erzähler als dritte Ebene. Über diesen heißt es in ihrem Text, dass er „die Lücken in den historischen und fiktiven Quellen mit seiner Imagination auffüllt“²³⁸. Der Ich-Erzähler fungiert also wie ein literarisches Bindemittel, indem er die historische Ebene – beziehungsweise das, was Ransmayr durch seine Nacherzählung aus den Quellen macht – und die fiktiven Ebene Mazzinis zusammenführt und zu einer Geschichte vereint. Bedingung für diese Tätigkeit der Imagination sei allerdings das Verschwinden Mazzinis, denn: „Das Verschwinden des Realen wird so zur Voraussetzung für das Fiktionale.“²³⁹

Ransmayr gebe in seinem Roman durch die auch zeitlich zu unterscheidenden Ebenen auch „Hinweise auf die veränderten technischen Möglichkeiten zur Vermessung, Wahrnehmung und zum Festhalten von ‚Welt‘“²⁴⁰. Man erinnere sich hier beispielsweise an die erwähnten Vergleiche zwischen den beiden Schiffen, der „Tegetthoff“ und der „Cradle“, oder auch der Reiserouten bis nach Spitzbergen.

Allerdings bedeute hier Fortschritt nicht zwangsläufig Verbesserung.

Diese technischen Möglichkeiten sind nicht gleichzusetzen mit einem verbesserten oder vertieften Verständnis der Welt (...). Die Gegenwart ist so der Vergangenheit nicht per se überlegen, die Veränderung und das Fortschreiten der Technik sagen nichts über einen Fortschritt in der Wahrnehmung der Welt aus, sondern nur, dass diese anders geworden ist.²⁴¹

Es sei dabei zu sehen, „dass die Anthropologie des Menschen nicht Schritt hält mit der technischen Entwicklung“²⁴². Oder wie Ransmayr im Vorwort der „Schrecken des Eises und der Finsternis“ schreibt: „Vergessen wir nicht, daß eine Luftlinie eben nur eine Linie und kein Weg ist und: daß wir, physiognomisch gesehen, Fußgänger und Läufer sind.“²⁴³

Wie bereits zu Anfang dieses Kapitels erwähnt, existiert auch in „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ ein starker Zusammenhang zwischen der Geschichte und ihrer sprachlichen Umsetzung. Besonders stark ist dies hier in den Abschnitten festzustellen, die

238 Lotz, Gabriele: Historische Reiseromane: Erzählprosa von Christoph Ransmayr und Ilja Trojanow. In: Parry, Christoph und Liisa Voßschmidt (Hrsg.): „Kennst du das Land ...?“. Fernweh in der Literatur. Iudicium, München 2009, S. 76

239 Ebenda, S. 77

240 Ebenda, S. 80

241 Ebenda, S. 81

242 Ebenda, S. 81

243 Ransmayr, Christoph: Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Fischer, Frankfurt/Main 2008, S. 9

sich um die Payer-Weprecht-Expedition dreht, als die Tegetthoff von den Eismassen gebeutelt wird.

Der durch die elementaren Kräfte des Wassers und des Eises bedingte Wechsel von Stillstand und Bewegung entscheidet über den Fortgang der Reise wie der Erzählung. (...) So erweist sich die Grammatik der Polfahrt mit ihrer antithetischen Abfolge von Strömen und Erstarren, von Kristallisation und Verflüssigung als Modus, das Unsagbare zu artikulieren.²⁴⁴

„Das Sprachlose zur Sprache bringen“²⁴⁵ möchte Ransmayr und dieser Versuch zieht sich von der Wort- und Satzebene bis hin zur gesamten formalen Gestaltung des Romans.

Greifen die Unberechenbarkeiten elementarer Umbrüche und die Freisetzung vorsprachlicher Triebe bis hin zur Desintegration von Körpern, Subjekten und Kollektiven thematisch ineinander, so entspricht solcher Erosion normierender Regulative formal eine diskontinuierliche Zitatmontage, in der erstarrte symbolische Ordnungen suspendiert, destrukturiert und neustrukturiert werden. Nicht aus einer herbeizitierten heroischen Reiseform des Erzählens bezieht Ransmayrs Roman seine narrative Dynamik, sondern aus den Rissen und Spalten zwischen inkongruenten Textmaterialien, in denen sich der Erzählung „Barrieren“ und „Schleusentore“ öffnen. Dadurch gerät sie in einen Fluss, dessen Lauf keinem linearen, sondern einem labyrinthischen Muster folgt – einem Labyrinth, das keinen Ausgang kennt.²⁴⁶

Somit scheint es am Ende wenig verwunderlich, dass weder Josef Mazzini sein Ziel erreicht, dass er auf den Spuren Payers und Weyprechts sucht, noch der Ich-Erzähler, der eigentlich auch nichts anderes macht, als auf den Spuren der Vorgänger den immer gleichen „labyrinthischen“ Weg wieder abzulaufen – ohne den Ausgang zu finden.

244 Innerhofer, Roland: Vom Frost zur Schmelze. Christoph Ransmayrs polare Spurensuche. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 46

245 Ebenda, S. 46

246 Ebenda, S. 46

4.4. Am Ende das Ich - „Die letzte Welt“

Und aus dieser Wildnis ragten Steinmale auf, Dutzende schlanker Kegel, mannshoch die größten, die kleinsten reichten Cotta kaum bis an die Knie. An den Kegelspitzen flatterten Stofffähnchen, Fetzen in allen Farben, es waren in Streifen geschnittene und gerissene Kleider, und als Cotta an einer der kleineren Steinmale herantrat, sah er, daß die Fähnchen Schriftzeichen trugen, alle waren sie beschrieben. Sache zog er an einem blaßroten, gebleichten Streifen. Der Stoff war so zwischen die Steine geflochten, daß der Kegel zerfiel, als er das Fähnchen an sich nahm, um es zu entziffern. Die Steine kollerten einige von den Wurzeln einer Kiefer gesprengte Stufen hinab, und Cotta las: *Keinem bleibt seine Gestalt.*²⁴⁷

Diese Fähnchen sind Cottas erste Spur von Naso, Ovid, dem Dichter, der aus Rom in die unwirtliche Küstenstadt Tomi verbannt wurde und dort gestorben sein soll. Dieses Gerücht des Todes treibt Cotta hierher, in die Einöde Trachilas, der Siedlung, wo Naso gelebt haben soll. „Keinem bleibt seine Gestalt“ ist wie das Motto des Romans zu nehmen, in dessen Verlauf tatsächlich nur wenig Menschen das bleiben, was sie sind – oder zu sein scheinen.

Doch nicht die Person Naso scheint das Ziel von Cottas Expedition zu sein, sondern vielmehr sein Werk, eines besonders, dessen Manuskript bei einem vom Dichter selbst gelegten Brand unwiederbringlich verloren gegangen zu sein scheint. Doch Cotta glaubt aus irgendeinem Grund diesem Schein nicht und vermutet dieses Meisterwerk im Exil Nasos. Dessen Diener Pythagoras durchschaut die Absichten des Römers:

Das Buch ..., sagte Pythagoras und wies mit einem Feuerhaken, mit dem er eben eine leere Aschenlade in den Herd zurückgestoßen hatte, auf Cotta, ... der da will unser Buch.²⁴⁸

Kurz davor hat sich nämlich Cotta an den Brand erinnert und damit auch daran, was ihn seither so fasziniert.

Das Buch. Wie lange hatte Naso an diesem verbrannten Buch geschrieben? Vier Jahre? Fünf? Cotta kam aus einer Zeit, in der die Verwandlungen als Nasos Projekt, als ein ebenso rätselhaftes wie unerschöpfliches Thema immer wieder in den literarischen Zirkeln Roms oder im Feuilleton der großen Blätter besprochen worden waren. Naso, hieß es, arbeite nun in aller Stille an seinem Hauptwerk.²⁴⁹

247 Ransmayr, Christoph: Die letzte Welt. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 14

248 Ebenda, S. 41

249 Ebenda, S. 40

Im Garten des Anwesens, das nunmehr aus Ruinen besteht, zeigt Pythagoras Cotta Steinsäulen, die von Nacktschnecken überwuchert werden. Erst als er die Schnecken mit Essig vertreibt und tötet, enthüllt sich Cotta die Inschrift, die auf diesen Steinsäulen angebracht ist.

Ich habe ein Werk vollendet
das dem Feuer standhalten wird
und dem Eisen
selbst dem Zorn Gottes und
der allesvernichtenden Zeit

Wann immer er will
mag nun der Tod
der nur über meinen Leib
Gewalt hat
mein Leben beenden

Aber durch dieses Werk
werde ich fort dauern und mich
hoch über die Sterne emporschwingen
und mein Name
wird unzerstörbar sein²⁵⁰

Dies bestärkt ihn einmal mehr in seiner Annahme, das Nasos Lebenswerk vollendet und vorhanden sein muss – bloß wo und in welcher Form, das gilt es noch herauszufinden.

Die Verwandlung begegnet Cotta nun zum einen durch die Stadtbewohner, die sich, etwa in ihrer Gestalt, zu verändern beginnen. Den Lesern mögen diese Metamorphosen, wie bereits im vorangegangenen Kapitel beschrieben, bekannt vorkommen. Ransmayr verarbeitet hier in unterschiedlicher Weise Motive aus dem Werk Ovids.

Battus etwa, der kränkliche und geistig behinderte Sohn einer Dorfbewohnerin, wird eines Nachts plötzlich zu Stein – nachdem er Tage und Wochen „wie versteinert“ neben einem Episkop, seiner neuen Lieblingsmaschine, verbracht hatte, die ihm endlich auch Ansehen in der Gesellschaft brachte.

Fama schrie. Denn noch bevor sie entsetzt und zärtlich über die Stirn ihres Sohnes strich, wußte sie, daß dieses verstörte Wesen, das sie unter Qualen geboren und am Leben erhalten hatte, zu Stein geworden war.²⁵¹
Alle Versuche, den Fallsüchtigen ins weiche Leben zurückzuholen, blieben

250 Ransmayr, Christoph: Die letzte Welt. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 45

251 Ebenda, S. 188

vergeblich.²⁵²

Diese Versteinerung passt insofern besonders gut ins Bild der Metamorphosen, als Echo, eine Frau aus dem Dorf, die sich als Putzfrau und Hure verdingt, aber auf merkwürdige Weise zunächst eine Art Freundin für Cotta wird, ihm davon erzählt, wie Naso an den Feuern der Bewohner Tomis von seinem neuesten Werk erzählte. Es sei eine Geschichte von Steinen gewesen, von Versteinerungen und letzten Menschen.

Was immer diesem Unglücklichen einmal verbrannt sei, sagte Echo, müsse wohl ein Buch über Steine gewesen sein, ein Katalog seltsamer Mineralien. In den Feuern unter ihrem Felsendach habe er jedenfalls immer nur Korallen, Versteinerungen und Kiesel gesehen, auch in der Glut das Immergleiche, Zeile für Zeile nur Steine.²⁵³

Im auffallenden Kontrast dazu stehen dann aber die Teppiche der Weberin Arachne, die Cotta nach einem Hinweis besichtigt. Arachne solle eine Vertraute Nasos gewesen sein, heißt es. Sie liefert allerdings ein gänzlich anderes Bild des Buches, dem Cotta immer noch nachjagt, indem er sogar die Stofffetzen aus Trachila in Sätze zu ordnen versucht:

Die *Metamorphoses*, verbrannt, an Erzkocher und Schweinehirten verschleudert und kein zweites Mal niedergeschrieben – gleichviel, er, Cotta, würde sich dieses Werkes bemächtigen und es in die Hände Roms legen. Aus Echos Gedächtnis würde er die Geschichten des Verbannten aufsammeln, auch ohne daß er ihren Urheber in der Wildnis von Trachila wiederfand.²⁵⁴

Echos Erzählungen vom „Buch der Steine“ erhalten allerdings durch die Weberin eine neue Facette, die, wenn nicht einen Widerspruch, so zumindest einen Kontrapunkt, einen Gegenpol sozusagen, vielleicht in einer Entwicklung im Werk, bildet.

Erst als Cotta die Alte fragte, ob ihr der Verbannte jemals von etwas anderem erzählt habe als von der Kunst des Fliegens und der Vogelwelt, von Kristallen etwa, von Versteinerungen und Erzen, schüttelte sie den Kopf. Niemals? Niemals.²⁵⁵

Cottas Suche wird also statt klarer immer verwirrender, er weiß mit den unterschiedlichen Quellen nicht umzugehen und verliert sich zudem immer mehr in der Unzivilisation von Tomi. Er verwandelt sich immer mehr auch in „einen von ihnen“, vom zurückhaltenden,

252 Ransmayr, Christoph: Die letzte Welt. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 190

253 Ebenda, S. 105

254 Ebenda, S. 151

255 Ebenda, S. 173

höflichen Mann aus Rom ist wenig zu spüren, als er von Echo eines Nachts genau dasselbe möchte wie all die anderen Männer des Dorfes.

Echo ertrug seine Küsse, seine Hände, ohne sich zu wehren, ohne ein Wort, ohne einen Laut. Stumm klammerte sie sich an den Besinnungslosen, als er sie unter seinen Körper zwang, krallte sich an ihm fest wie an ein anspringendes Tier, dem sie etwas von seiner blindwütigen Bewegungsfreiheit nehmen wollte, und hörte sein Keuchen an ihrem Ohr schon nicht mehr (...).²⁵⁶

Trotz dieses Erlebnisses finden die beiden zu einer Form von Partnerschaft – sie berühren sich allerdings nie wieder. Und eines Tages verschwindet Echo, während eines Unwetters, das nur Cotta bemerkt haben will.

Den Römer zieht es indes immer wieder in die Einsamkeit von Nasos Exil in Trachila zurück. Letzten Endes hat er auch dort die Erkenntnis, was es mit Naso, den Metamorphosen und den Bewohnern Tomis auf sich hat.

Aus Rom verbannt, aus dem Reich der Notwendigkeit und der Vernunft, hatte der Dichter die Metamorphosen am Schwarzen Meer zu Ende erzählt, hatte eine kahle Steilküste, an der er Heimweh litt und fror, zu seiner Küste gemacht und zu seinen Gestalten jene Barbaren, die ihn bedrängten und in die Verlassenheit von Trachila vertrieben, Und Naso hatte schließlich seine Welt von den Menschen und ihren Ordnungen befreit, indem er jede Geschichte bis an ihr Ende erzählte.²⁵⁷

„Die letzte Welt“ ist somit auch wiederum, wie so viele Werke Ransmayrs, ein Buch über das Erzählen. Es geht um mündliche Tradition, Nasos Geschichten Erzählen am Lagerfeuer, das in den Köpfen seiner Zuhörer weiterlebt – sich aber dort auch entwickelt, vielleicht nicht mehr das ist, was er erzählte. Das vielleicht auch unterschiedliche Facetten bekommen hat, je nachdem, wer es hörte – Sagen von Steinen oder vom Fliegen. Letztendlich muss auch Cotta, der traditionsbewusste, zu Anfang noch stark in seinem römischen System verhaftete Mann, erkennen, dass Bücher oder andere schriftliche Aufzeichnungen womöglich genauso vergänglich sind wie die Art des Ruhmes, den Naso für seine Metamorphosen gewählt hat.

Daß ein griechischer Knecht seine Erzählungen aufgezeichnet und um jedes einer Worte ein Denkmal errichtet hatte, war nun ohne Bedeutung und bestenfalls ein Spiel für Verrückte: Bücher verschimmelten, verbrannten, zerfielen zu Asche und Staub; Steinmale kippten als formloser Schutt in die Halden zurück, und selbst in Basalt

256 Ransmayr, Christoph: Die letzte Welt. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 133

257 Ebenda, S. 254

gemeißelte Zeichen verschwanden unter der Geduld von Schnecken. Die Erfindung der Welt bedurfte keiner Aufzeichnungen mehr.²⁵⁸

Das letzte Fähnchen, das Cotta in den Bergen findet, trägt seinen eigenen Namen und macht ihn somit zum Teil der Geschichte, zu einer Figur in Nasos Werk.

Cotta verlässt die Welt Roms, um sich auf die Suche nach dem Kunstwerk zu begeben – und er wird zum Schluss Teil dieser Welt, der Kunst- und Mythenwelt. Eine ästhetische Existenz aus Unzufriedenheit mit dem Zivilisationsalltag, allerdings bezahlt mit einem Verlust an Wirklichkeit: Das ist eine seit der Romantik nicht unbekannte Form der (künstlerischen) Kritik des Bestehenden.²⁵⁹

Henk Harbers stützt mit seiner Aussage meine oben genannte These, dass Cotta sich am Ende in die Konstruktion einfüge – die ja eine Konstruktion Nasos ist, der die Personen Tomis zu seinen Figuren macht. Des Weiteren ist Harbers wie zitiert der Ansicht, diese Form der Zivilisationskritik habe bereits eine lange Tradition seit der Romantik.

Harbers erkennt allerdings in Folge die scheinbar großen Gegensätze des Romans, Erfindung und Wirklichkeit, Natur und Zivilisation, Kunst und Zivilisation, die im Wesentlichen als die Pole Rom und Tomi erscheinen, als untrennbar zusammengehörig. Dies ist wohl auch der Fall, wenn Echo vom Buch der Steine und Arachne von Geschichten über das Fliegen erzählt.

Die „Erfindung der Wirklichkeit“ ist zugleich Erfindung *und* Wirklichkeit, Das ist letztlich der erzählerische Anspruch Ransmayrs. Und genau das macht die beiden genannten Gegensätze von „Natur versus Zivilisation“ bzw. „Kunst versus Zivilisation“ zu einer unauflösbaren Einheit.²⁶⁰

Ich habe in meiner Arbeit bereits mehrmals Alexander Honold zitiert, der sich mit der mythologischen Arbeit Ransmayrs in der „letzten Welt“ auseinander gesetzt hat. Für Honold existiert zwischen „Die letzte Welt“ und „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ eine starke Ähnlichkeit in Bezug auf das Erzählverfahren, das der Autor verwendet. Man vergleiche dabei sowohl Mazzini als auch den Ich-Erzähler der „Schrecken des Eises und der Finsternis“ mit Cotta in „Die letzte Welt“.

258 Ransmayr, Christoph: Die letzte Welt. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 254

259 Harbers, Henk: Die Erfindung der Wirklichkeit. Eine Einführung in die Romanwelt von Christoph Ransmayr. In: Bosse, Anke und Leopold Decloedt (Hrsg.): Hinter den Bergen eine andere Welt. Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts. Rodopi, Amsterdam/New York 2004, S. 291

260 Ebenda, S. 293

Eine fiktionale Figur nähert sich in einer den literarischen Text erzeugenden Suchbewegung einem historischen Stoff. Realitätsüberschreitende Verfremdungen „nisten“ in einer authentischen Quelle, ein Amalgam entsteht, das die klaren Trennungen von Prätext und Recherche, von Lesen und Leben durcheinanderbringt. Die ins Unbegrenzte sich vorantastende Erkundungsreise verliert ihren vernünftigen Sinn, sie „sinkt“ gleichsam „ein“ in die Umstände und Erscheinungen jener Textwelt, der sie forschend hatte nachspüren wollen.²⁶¹

Ähnlich, wie sich Mazzini und der Ich-Erzähler nicht mehr aus der fremden Welt befreien können, in die sie auf ihren Recherchen hineingeraten, so wird auch Cotta ein Teil eines Lebens und eines Werkes, das nicht sein eigenes ist.

Honold sieht „Aufstieg und Fall“²⁶² als „ein Grundmuster nicht nur der Verwandlungen, sondern des Erzählens überhaupt“²⁶³.

Fliegen, das ist der Inbegriff leichter Geschmeidigkeit; Versteinern deren unerbittlichste Negation. Kompromisse des Zusammenwirkens beider Elementarmächte: die Mühen des Schreibens oder des Bergsteigens. Die im Winde flatternden Stoffbahnen, einzige Überreste der Metamorphosen Ovids, die in der Letzten Welt noch als Textgestalt überliefert sind, beschreiben ein Zusammenspiel von literarischer Fixierung und kreativer Freiheit (...).²⁶⁴

Ein Buch über Verwandlung, über Entwicklung, ist „Die letzte Welt“ im thematischen Zusammenhang meiner Arbeit. Oft wurde im Rahmen dieser schon festgestellt, dass sich Menschen auf Expeditionen so gut wie immer verändern. Es scheint zu sein, wie Ransmayr Cotta zu Beginn des Romans lesen lässt: „*Keinem bleibt seine Gestalt*“²⁶⁵, ob nun geistig oder körperlich.

261 Honold, Alexander: Verwandlung und Versteinigung. Die letzte Welt als Schauplatz einer Naturpoetik nach Ovid. In: Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009, S. 73

262 Ebenda, S. 76

263 Ebenda, S. 76

264 Ebenda, S. 76

265 Ransmayr, Christoph: Die letzte Welt. Fischer, Frankfurt/Main 2007, S. 14

4.5. Auf und davon – Die Reportagen als Quellen

Wenn in den vergangenen Seiten über den Roman „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ geschrieben wurde, so ist gewiss das eine oder andere Mal der Begriff „Montagetechnik“ als charakteristisch für dieses Werk genannt oder zumindest umschrieben worden. Ransmayr montiert in dem Roman mehrere Zeitebenen nebeneinander. Doch dies ist in seinem Schaffen zu dem Zeitpunkt nichts Neues.

Die Reportage „Auszug aus dem Hause Österreich“ beispielsweise beinhaltet einige geschichtliche Rückblicke, politische Hintergrundberichte und auch Erzählungen der Teilnehmer dieser „Expedition“. Ransmayr verabsäumt jedoch nicht, diesen Einschüben seine persönliche Note und einen Hauch von Ironie und stellenweise auch Sarkasmus zu verleihen, wie beispielsweise in den folgenden Zeilen zum so genannten „Habsburgergesetz“, das alle Herrscherrechte des Adelsgeschlechts aufhob und dessen Mitglieder des Landes verwies.

Selbstverständlich vergaß die Nationalversammlung auch nicht, in einem fünften Paragraphen die „Republik Österreich“ zur neuen Eigentümerin des „gesamten in ihrem Staatsgebiet befindlichen beweglichen und unbeweglichen Vermögens“ zu erklären. Und da war ja nun wirklich einiges zu übernehmen – die vielen Alleen, Bureaus und Kanzleien, regenreichen Landschaften, Kronjuwelen, Hofautomobile, Schimmel, die Walzer tanzen konnten, Karossen, das Palais Belvedere, Schloß Schönbrunn, die Geheime Hofkanzlei am Ballhausplatz, in der der Wiener Kongreß getagt hatte, „Bundeskanzleramt“ hieß es jetzt, und natürlich auch die Hofburg – bestens ausgestattete Regierungsgebäude, in denen sich nun morganatische Untermieter, Bundespräsidenten und Bundeskanzler einzurichten begannen und neben dem kaiserlichen Geschirr auch eine Art neumodische Herrschaft übernahmen.²⁶⁶

Ähnlich verhält es sich in „Die Königin von Polen“, wo der Autor im Rahmen der Autofahrt mit dem polnischen Priester Einblicke in die Historie von der „Schwarzen Madonna“ und im Allgemeinen in das Schicksal Polens gibt. Wie in dieser Szene, die den letzten Teil der alljährlichen Wallfahrt zur wundertätigen Madonna beschreibt.

Das letzte Wegstück: eine Lindenbaumallee vom Plac Nowotki zum Kloster hinauf, die „Allee der Allerheiligsten Jungfrau“. Die Hitlerdeutschen waren die einzigen geblieben, die den Namen dieser Allee jemals zu ändern wagten: „Adolf Hitler Allee“; die Lindenbäume hatten kurz, aber schwer an diesem Namen getragen.²⁶⁷

266 Ransmayr, Christoph: Der Weg nach Surabaya. Reportagen und kleine Prosa. Fischer, Frankfurt/Main 2004, S. 97

267 Ebenda, S. 141

Niemals also scheint Ransmayr die Geschichte außer Acht zu lassen, um seine Expeditionen zu untermalen, in einen Kontext zu setzen, wohl auch, um die Beweggründe seiner Protagonisten wegzuführen von einem vielleicht zu kurzsichtigen banalen Fernweh-Gedanken.

Auch im Falle des Romans „Der fliegende Berg“ lässt sich eine Parallele zu einer früheren Reportage Ransmayrs ziehen. Es ist dies „Der Weg nach Surabaya“, die Erzählung über die Fahrt auf einem Lastwagen, wo kein Mensch den Erzähler versteht, in seiner Sprache zumindest. Doch mit Gesten und einzelnen Worten, sowie durch die Tatsache, dass er ihre Sprache zumindest lesen kann, gelingt doch eine Art von Kommunikation. Das erinnert an die ersten Gespräche Padraics mit Nyema, als sie sich die Dinge der Welt in ihrer jeweiligen Sprache benennen und damit auch ein Verständnis für die Existenz des jeweils anderen schaffen.

Bahasa bedeutet in dieser Sprache übrigens Sprache und *orang* heißt Mensch, Zunge *lidah*, Wort *kata*, Feuer *api*, Zeit *waktu*, König *raja*, Wunde *luka*, Sonne *matahari* und *laut* das Meer. Ein bisschen verdächtig klingt eigentlich nur das Wort für Schriftsteller: *penulis*. Ich las also Satz für Satz, Worte, die ich nicht verstand. Ich weiß nicht, ob alle meine Zuhörer lesen konnten, wußte aber, daß sie verstanden.²⁶⁸

Auf die von Lastwagen zu Lastwagen gerufenen Wünsche konnte ich endlich ein Wort aus dem Gedächtnis zurückschreiben. Es war das erste, das ich in der Sprache meiner Zuhörer lesen und verstehen und sprechen gelernt hatte: *Terimakasih!*
Das bedeutet *Ich danke Ihnen*.²⁶⁹

Aber es lassen sich durchaus noch weitere Bezüge unter Ransmayrs Werken bilden. Henk Harbers stellt beispielsweise enge Zusammenhänge zwischen „Die letzte Welt“, „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ und dem frühen Roman „Strahlender Untergang“ her. Das zentrale Thema hierbei sei Identitätsfindung im Verschwinden:

Denn, so läuft die Argumentation, wenn das Verschwinden des Menschen das Wesentliche ist, dann findet der Mensch seine wahre Identität erst im Verschwinden.²⁷⁰

Im Roman findet sich dazu die folgende Stelle:

268 Ransmayr, Christoph: Der Weg nach Surabaya. Reportagen und kleine Prosa. Fischer, Frankfurt/Main 2004, S. 225

269 Ebenda, S. 227

270 Harbers, Henk: Die Erfindung der Wirklichkeit. Eine Einführung in die Romanwelt von Christoph Ransmayr. In: Bosse, Anke und Leopold Decloedt (Hrsg.): Hinter den Bergen eine andere Welt. Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts. Rodopi, Amsterdam/New York 2004, S. 296

Was liegt näher, als ein wässriges Wesen, das sich den Blick auf das Wesentliche mit Gerümpel verstellt, unter Entzug aller Ablenkungen zu entwässern, damit es wenigstens im raschen Verlauf seines Untergangs zum erstenmal Ich sagen kann? Ich, und dann nichts mehr.²⁷¹

Auch Mazzini in „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ findet seinen eigenen Weg, seine eigene Identität erst da, wo er vom vorgeschriebenen, im wahrsten Sinne des Wortes vor-geschriebenen Weg abweicht und im Eis verschwindet. Und Cottas letztes Puzzlestück der vermeintlichen „Metamorphosen“ ist ein Stofffetzen mit seinem eigenen Namen, das ihm einen Platz in der Geschichte, einen Platz in der Welt gibt – und gleichzeitig durch seine verwitternde Konsistenz klar macht, dass eben niemandem „seine Gestalt bleibt“.

Die drei jetzt besprochenen Werke haben eine ähnliche inhaltliche Struktur: Ausgangspunkt ist eine starke (romantische) Kritik an der rational-wissenschaftlichen, technischen Zivilisation, die dem Menschen zwar eine behagliche Existenz ermöglicht, ihn letzten Endes aber der wesentlichen Dinge entfremdet. Die Hauptpersonen verlassen diese Welt der Zivilisation, um schließlich im Untergang, im Verschwinden zu einer Art Selbstverwirklichung zu gelangen.²⁷²

Bereits in den ersten Kapiteln dieser Arbeit, in den psychologischen Grundlagen, wurde das Phänomen des Extremsportlers auch unter dem Aspekt behandelt, dass der Ausstieg aus der Zivilisation eine wichtige Methode sei, um in der Einsamkeit der Berge, des Eises, oder wo auch immer, zu sich selbst zu finden. Ebenfalls wurde erwähnt, dass solche Menschen unter dem Einfluss von Flow oft so lange immer waghalsigere Touren unternehmen, auf der Suche nach sich selbst, bis sie eines Tages abstürzen - „verschwinden“.

Auch im Roman „Morbus Kitahara“ läuft letztendlich alles auf den Untergang der Protagonisten zu. Die Hoffnung, in Brasilien zu einem neuen Leben zu kommen, zerschlägt sich.

Auch in diesem Roman findet sich also das Motiv der Regression aus der zivilisierten Welt in die harte, mitleidslose und oft barbarische Natur. (...) Es ist eine auferlegte Regression, eine Rache- und Strafaktion. Der Weg von der Zivilisation in die menschliche Natur ist ein negativer, ist mit Krieg und Beschädigungen durch den Krieg verbunden. Fast alle Hauptpersonen sind gefangen im Krieg, können dem

271 Ransmayr, Christoph: Strahlender Untergang. Ein Entwässerungsprojekt oder Die Entdeckung des Wesentlichen. Fischer, Frankfurt/Main 2000, S. 36

272 Harbers, Henk: Die Erfindung der Wirklichkeit. Eine Einführung in die Romanwelt von Christoph Ransmayr. In: Bosse, Anke und Leopold Decloedt (Hrsg.): Hinter den Bergen eine andere Welt. Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts. Rodopi, Amsterdam/New York 2004, S. 298

Ein wesentlicher Unterschied ist zudem, dass die Expedition, die Reise der Protagonisten nach Brasilien, ja nun in diesem Fall nicht der Flucht aus der Zivilisation dient. Im Fall von „Morbus Kitahara“ wurde die Zivilisation in Moor durch die Besatzungsmacht als Bestrafungsmaßnahme durchgeführt. Der Weg nach Brasilien soll vielleicht eher einer zurück in eine Form von Zivilisation sein. Doch dies gelingt den Protagonisten nicht – bis auf, mit einem Fragezeichen, eventuell Lilly.

Es sieht so aus, als ob Lilly am Leben bleibt, nach Santos entkommt, in die zivilisierte Welt also. Sie hat nach Berings tödlichen Schüssen in den Bergen bei Moor ihr Gewehr weggeworfen, sie kann sich dem tödlichen Kreislauf entziehen.²⁷⁴

Es hat sich nicht zuletzt in diesem Kapitel gezeigt, wie konsistent sich das Motiv der Expedition durch das Werk Christoph Ransmayrs zieht. Die Themen der Reportagen, auch deren Bauprinzipien und das Interesse am historischen und politischen Hintergrund finden sich in großem Maße auch in den Romanen wieder, wo sie, literarisch verdichtet und fiktional ausgestaltet, jedoch ganz neue Facetten zeigen.

273 Harbers, Henk: Die Erfindung der Wirklichkeit. Eine Einführung in die Romanwelt von Christoph Ransmayr. In: Bosse, Anke und Leopold Decloedt (Hrsg.): Hinter den Bergen eine andere Welt. Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts. Rodopi, Amsterdam/New York 2004, S. 303

274 Ebenda, S. 303

5. Expeditionsbericht – Eine Zusammenfassung der Ergebnisse

Es war die Zielsetzung dieser Arbeit, herauszufinden, wie stark sich das Motiv der Expedition durch das Werk des Autors Christoph Ransmayr hindurch verfolgen lässt, wo es besonders stark auftritt und wie es verarbeitet wird.

In einem Anfangskapitel, das sich mit den psychologischen Grundlagen beschäftigte, wurde festgestellt, welche Motivationen die Forschung im Allgemeinen annimmt für Menschen, die Sportarten wie Bergsteigen oder auch Wandern in der Ebene in extremer Form betreiben. Extrem bedeutet hierbei zumeist unter dem Risiko, bei einem Fehler das eigene Leben zu verlieren, an die Grenzen der Leistung zu gehen.

Es kristallisierte sich bald heraus, dass die Suche nach dem Selbst eine große Rolle bei diesen Menschen spielt. Durch die von ihnen gesetzten Aktionen erhoffen sie, den eigenen Körper und damit auch den Geist besser zu spüren. Ein wichtiger Aspekt ist auch die Möglichkeit, durch Expeditionen aus dem Alltagsleben „auszusteigen“, ein anderer zu sein, dem Erwartungsdruck der Gesellschaft zu entkommen.

Und nicht zuletzt bringt der Ansatz Mihaly Csikszentmihalyis zum Thema „Flow“ neue Einblicke in die psychologischen Hintergründe von Personen, die auf der Suche nach immer neuer Bestätigung ihrer Fähigkeiten oftmals in einen gefährlich endenden Strudel aus immer größeren Herausforderungen geraten.

Als These zu diesem ersten Themenbereich lässt sich aufstellen: Menschen scheinen auf Expeditionen oftmals einen neuen Zugang zu ihrem inneren Selbst zu suchen, den sie im Alltag verloren haben. Durch die dabei erlangten Glücksmomente durch das Fühlen der eigenen Stärke kommt es mitunter zu suchtähnlichem Verhalten, das zum Aufsuchen von immer neuen und immer größeren Gefahren führt. Für diese Personen erscheint zumeist eher der Weg das Ziel zu sein, weil sie auf diesem Glücksgefühle erleben, während am eigentlich angestrebten Endpunkt nur die Ernüchterung und die Suche nach der nächsten Bestätigung wartet.

Im zweiten Abschnitt kam zunächst das Leben und Schreiben Ransmayrs in den Blickpunkt, dabei wurde sichtbar, dass Schreiben und Reisen, und dabei besonders die Bewegung des Gehens Zusammenhänge bilden, ohne die das Werk des Autors nicht denkbar wäre. Zum anderen erklärt sich Ransmayrs Blick auf die Welt durch seine eigene Aussage, ein „Tourist“

zu sein, ein Beobachter.

Im weiteren Verlauf werden die realen Hintergründe jener Expeditionen beleuchtet, die Ransmayr in seinen Werken verarbeitet – oder zu verarbeiten scheint, wie im Fall der Gebrüder Messner, die wohl nur eine „beispielhafte Brüdergeschichte“ vorgelebt haben. Ransmayr übernimmt das in der Realität gefundene Motiv also nicht unbedingt direkt. Im Falle von „Die letzte Welt“ handelt es sich gar um eine Expedition in die literarische Welt von Ovids „Metamorphosen“, also mit rein intertextuellen Bezügen. Als reale Grundlage könnte man hier am ehesten noch die Kritik an der Zivilisation am Beispiel Roms nennen. „Die letzte Welt“ habe wurde zudem unter dem Aspekt der Verwandlung behandelt und hervorgehoben, wie sich hier ein Rückgriff zum ersten Abschnitt anbietet in der Hinsicht, dass psychische und auch physische Veränderungen von Menschen auf extremen Expeditionen durchaus als „alltäglich“ gehandelt werden.

Wiederum in Form einer These gesagt: Es lässt sich in diesem Untersuchungsstadium bereits erkennen, dass das Thema der Expedition sich nicht nur im niedergeschriebenen Werk des Autors wiederfindet, sondern bereits in dessen Leben und im Schreibprozess. Ransmayr betont meist nur bestimmte Aspekte einer realen Expedition in der Literatur, beispielsweise Figurenkonstellationen oder Konflikte, er übernimmt selten komplette Szenarien. Es finden sich demnach Spuren der verarbeiteten Geschichten, jedoch nie auf eine zweifelsfrei kenntliche Weise, es bleibt stets ein Unsicherheitsfaktor. Dies gelingt Ransmayr durch die geschickte Verfremdung und Veränderung der Geschehnisse in den Romanen, die er so montiert, dass ab und an ein Funke Realität aufzublitzen scheint, den der Leser aber auch leicht für eine optische Täuschung halten kann.

Der dritte und letzte Abschnitt befasste sich nun mit der eingehenden literarischen Analyse der Werke aus dem Untersuchungskorpus, es flossen aber immer wieder auch psychologische Thesen zu den Figuren oder Vergleiche zu den realen Hintergründen ein.

Letzteres war besonders bei der Gegenüberstellung der unterschiedlichen Erzählebenen in „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ von großem Interesse. Den Protagonisten aller Romane war gemein, dass sie oftmals nicht ihr zu Anfang vorgegebenes Ziel erreichten, sondern etwas ganz anderes fanden – wie beispielsweise der Römer Cotta, der Naso sucht und, zumindest in metaphorischem Sinne, sich selbst findet.

Besonders bemerkenswert war in allen Werken die Bedeutung der Sprache, sowohl für die Handelnden, als auch in ihrer Form für den gesamten Roman oder die Reportage. Im

„Fliegenden Berg“ und in „Der Weg nach Surabaya“ erweist sie sich als Bindeglied zwischen Menschen, die sich zu Anfang gar nicht verstehen können. Sie unterstützt im Roman „Der fliegende Berg“ aber auch durch ihre Form den Inhalt, das „Fliegen“ des Berges und der Erzählung. Ähnliches gilt für „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“, wo die Sprache das Erstarren und Fließen des Eises wie der Geschichte widerspiegelt. Wie eben schon angedeutet, zeigte sich zu Ende dieses Kapitels, dass sich die Themen und Aufbauprinzipien von Ransmayrs frühen Reportagen zu einem großen Teil bis in die Romane ziehen.

Um auch diesen Abschnitt thesenartig zusammenzufassen: Die Protagonisten strebten zumeist nach einem mehr oder weniger klaren Ziel, das sich jedoch im Laufe der Expedition entweder verwandelte oder auf ganz andere Art erreicht wurde als beabsichtigt. In diesem Punkt konnten die psychologischen Erkenntnisse aus dem ersten Teil der Arbeit gut umgesetzt werden. Ransmayr verwendet verfremdende Elemente, um seinen Erzählungen einen allgemeingültigen Charakter zu verleihen. Es sind nicht mehr die mitunter zugrunde liegenden realen Geschichten, sondern sie stehen beispielhaft für möglichen Szenarien, sind eigenständig. Mit der sprachlichen Form seiner Texte unterstützt Ransmayr den Inhalt, der Flattersatz ist ein Indiz dafür, dass im „Fliegenden Berg“ die Reise sowie die Entwicklung unaufhaltsam sind. Semiotische Probleme werden ebenfalls im „Fliegenden Berg“ angedeutet, wo Nyema und Pad ihre unterschiedlichen Zeichensysteme zu verbinden suchen, sowie davor schon anhand der Lastwagenfahrt in „Der Weg nach Surabaya“. Dies ist nur ein Beispiel dafür, wie sich die Themen in Ransmayrs Werk von den Reportagen bis zu den Romanen verfolgen lassen. Gleichsam sind Aufbauprinzipien wie die Montage von unterschiedlichen Ebenen von frühen Erzählungen bis beispielsweise zu den „Schrecken des Eises und der Finsternis“ erkennbar.

Man kann also von einem durchgehenden „roten Faden“ sprechen, der sich durch das Werk des Autors zieht und der stets, in unterschiedlichen Facetten und Zielsetzungen, das Motiv der Expedition aufnimmt und in den eben zusammengefassten Formen wiedergibt. Damit wäre gezeigt, dass dieses Motiv im Werk Ransmayrs einen außerordentlich wichtigen Rang einnimmt.

6. Literaturverzeichnis

6.1. Primärliteratur

- Berger, Frank (Hrsg.): Carl Weyprecht (1838-1881). Seeheld, Polarforscher, Geophysiker. Wissenschaftlicher und privater Briefwechsel des österreichischen Marineoffiziers zur Begründung der internationalen Polarforschung. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2008
- Messner, Reinhold: Der nackte Berg. Nanga Parbat – Bruder, Tod und Einsamkeit. Piper, München 2002
- Payer, Julius: Die Entdeckung von Kaiser Franz Joseph-Land 1870-1873. Edition Erdmann, Lenningen 2004
- Ransmayr, Christoph: Der fliegende Berg. Fischer, Frankfurt/Main 2007
- Ransmayr, Christoph: Der Weg nach Surabaya. Reportagen und kleine Prosa. Fischer, Frankfurt/Main 2004
- Ransmayr, Christoph: Die letzte Welt. Fischer, Frankfurt/Main 2007
- Ransmayr, Christoph: Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Fischer, Frankfurt/Main 2008
- Ransmayr, Christoph: Die Verbeugung des Riesen. Vom Erzählen. Fischer, Frankfurt/Main 2003
- Ransmayr, Christoph: Geständnisse eines Touristen. Ein Verhör. Fischer, Frankfurt/Main 2004
- Ransmayr, Christoph: Strahlender Untergang. Ein Entwässerungsprojekt oder Die Entdeckung des Wesentlichen. Fischer, Frankfurt/Main 2000

6.2. Sekundärliteratur

- Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer, Frankfurt/Main 1988
- Bosse, Anke und Leopold Decloedt (Hrsg.): Hinter den Bergen eine andere Welt. Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts. Rodopi, Amsterdam/New York 2004
- Csikszentmihalyi, Mihaly: Flow. Das Geheimnis des Glücks. Klett-Cotta, Stuttgart 1999
- Guggenberger, Elisabeth und Helmut Voithl: Eis und Ego. Arktis Expeditionen. Brandstätter, Wien 2008
- Höbenreich, Christoph: Expedition Franz Josef Land. In der Spur der Entdecker nach Norden. Frederking & Thaler, München 2007

- Kastura, Thomas: Flucht ins Eis. Warum wir ans kalte Ende der Welt wollen. Aufbau, Berlin 2000
- Mittermayer, Manfred (Hrsg.): Die Rampe 3/09. Porträt Christoph Ransmayr. StifterHaus, Linz 2009
- Parry, Christoph und Liisa Voßschmidt (Hrsg.): „Kennst du das Land ...?“. Fernweh in der Literatur. Iudicium, München 2009

7. Abstracts

7.1. Abstract Deutsch

Die vorliegende Diplomarbeit befasst sich mit der Verarbeitung des Motivs der Expedition im Werk des österreichischen Autors Christoph Ransmayr.

Im ersten Teil wird aus psychologischer Sicht der Frage nachgegangen, was im Allgemeinen so genannte Extremsportler zu ihren Expeditionen motiviert. Dies bildet auch die Grundlage für spätere psychologische Figurenanalysen. Besondere Beachtung findet hierbei das Phänomen „Flow“.

Im folgenden Abschnitt wird zum einen das Thema der Expedition in Bezug auf das Leben und den Schreibprozess des Autors untersucht. Zum anderen wird erläutert, inwiefern reale Vorbilder für die in der Literatur Ransmayrs existierenden Expeditionen fest zu machen sind und mit welchen Verfahren gearbeitet wird, um diese in ihre literarische Form zu bringen.

Das abschließende Kapitel entwickelt eine Interpretation der Werke Ransmayrs unter dem Aspekt der Expedition mit Einbeziehung der Ergebnisse der in dieser Arbeit vorangegangenen Untersuchungen. Die unterschiedlichen Darstellungsweisen dieses Motivs werden ausführlich behandelt. Dabei wird sichtbar, dass sich das Motiv der Expedition im Werk des Autors von den frühesten Texten bis in die Gegenwart wie ein roter Faden verfolgen lässt.

7.2. Abstract English

The subject of this thesis is the processing of the motive of the expedition in the opus of the Austrian author Christoph Ransmayr.

In the first section the question of what motivates so called extreme athletes to go on their expeditions is explored from a psychological point of view. This is also the foundation for the following psychological analysis of the figures. Special attention thereby is paid to the phenomenon of “Flow”.

In the following section the theme of the expedition in regard to the life and the writing process of the author is investigated. It also explains how far real models for the expeditions existing in the literature of Ransmayr can be found and which procedures are used in order to put these into the literary form.

The final section develops an interpretation of Ransmayr’s opus in regard to the aspect of the expedition integrating the results of the preceding research in this thesis. It shows that the motive of the expedition is a common theme from the very early to the present texts of the author.

8. Lebenslauf

Michaela Raab

geboren am 01.11.1986 in Waidhofen/Thaya

Universitäre Ausbildung:

seit 10/2006	Studium der Deutschen Philologie an der Universität Wien, Abschluss des 2. Abschnitts 06/2010 Diplomarbeit zum Thema „Die Expedition als Motiv im Werk Christoph Ransmayrs“ eingereicht 05/2011
09/2005 – 04/2006	Fernstudium „Journalismus - PR“ am Humboldt Fernlehr Institut mit Abschlussbeurteilung Sehr Gut

Schulbildung:

09/1997 – 06/2005	Gymnasium Waidhofen an der Thaya, Matura mit Ausgezeichnetem Erfolg
09/1993 – 06/1997	Volksschule Heidenreichstein

Berufserfahrungen und Praktika:

07/2009	Volontariat im Antiquariat Erlesenes, Wien
08 – 10/2008	Praktikum im Mandelbaum Verlag, Wien
06 – 09/2006	Mitarbeiterin der Niederösterreichischen Nachrichten, Waidhofen/Thaya